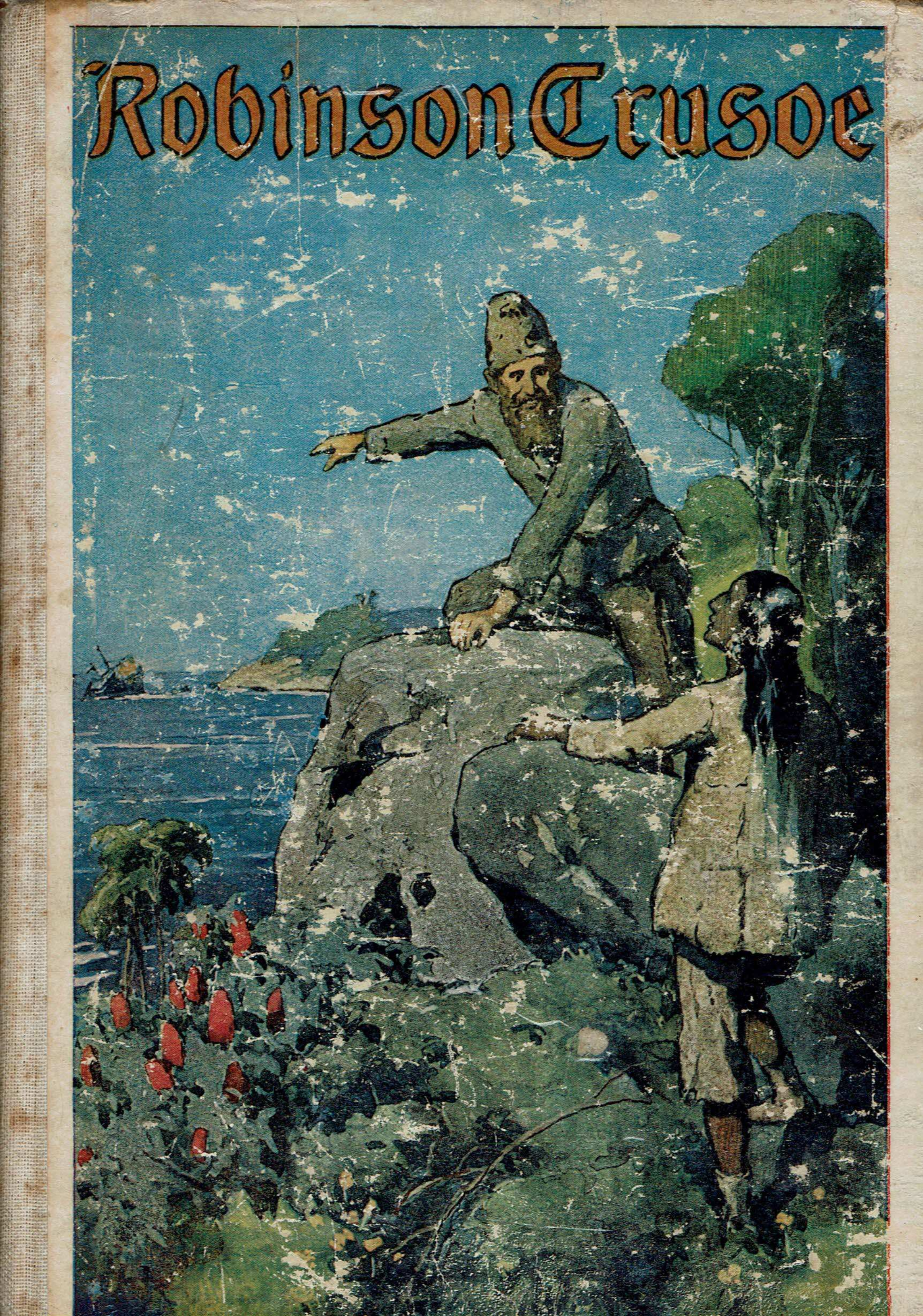

Robinson Crusoe



Robinson Crusoe

Eine Erzählung für die Jugend
nach der deutschen Bearbeitung
von Joachim Heinrich Campe

Mit farbigen Vollbildern
und mehreren Innenbildern

A. Weichert Verlag Berlin

Printed in Germany / Druck von A. Weichert Berlin



Erstes Kapitel.

Im Vaterhause.

Es ist nun schon eine Reihe von Jahren her, da lebte in Hamburg ein Kaufmann namens Crusoe; er hatte drei Söhne: Archibald, Erwin und Robinson. Leider starben die beiden älteren in der Blüte der Jahre, und so war denn nun der kleine Robinson das einzige Kind seiner Eltern. Auf ihn setzten sie ihre ganze Hoffnung; er sollte in der Schule etwas Tüchtiges lernen, dann Kaufmann werden, um später das Geschäft des Vaters zu übernehmen und dereinst der Trost und die Stütze ihres Alters zu sein.

Die Eltern überhäuften ihren Robinson mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten und hüteten ihn wie ihren Augapfel, weil er nun ihr Einziger war. Sie ließen ihm in vielen Stücken seinen eigenen Willen, wo eine derbe Tracht Schläge besser gewesen wäre. Anstatt in der Schule fleißig zu lernen, trieb sich Robinson lieber spielend umher. Am häufigsten konnte

1*

man ihn an der Elbe sehen. Das Leben und Treiben im Hafen zog ihn gar mächtig an. Stundenlang konnte er zusehen, wenn die großen Schiffe aus fernen Weltteilen ankamen und die seltensten fremdländischen Erzeugnisse heimbrachten. Da regte sich in seinem He ,en eine stille Sehnsucht, auch über das Meer auf einem großen Schiffe in die weite Welt hinauszufahren. Er sah sich im Geiste schon, mit Schätzen beladen, die er in fernen Landen erworben, heimkehren.

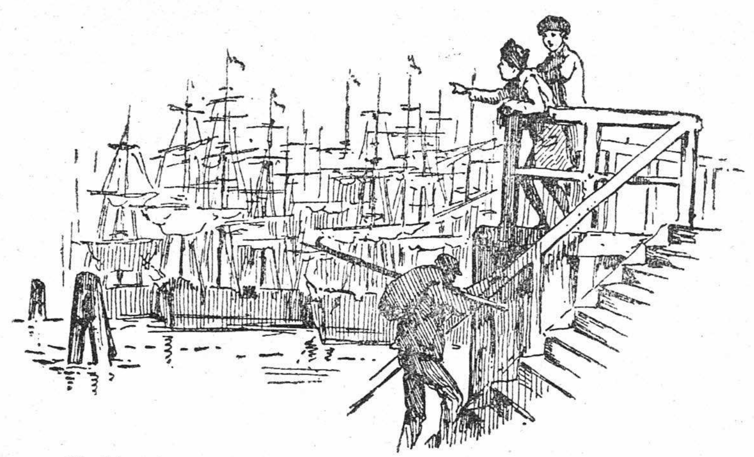
Es konnte nicht fehlen, daß Robinson, was ihn so bewegte und beschäftigte, auch seinen Eltern mitteilte. Aber strafend entgegnete sein Vater: „Robinson! wie unvernünftig redest du doch. Wer in der weiten Welt sein Glück machen will, muß erst zu Hause etwas Ordentliches gelernt haben. Du bist jetzt auch noch viel zu jung, um allein fortkommen zu können. Sei von jetzt ab recht fleißig, dann schicke ich dich vielleicht in einigen Jahren zu einem meiner Geschäftsfreunde nach Amerika oder Ostindien." Als aber die Mutter davon hörte, traten ihr die Tränen in die Augen. „Robinson," bat sie, „denke nicht mehr daran, uns zu verlassen; sieh, du bist unser einziges Kind, und wenn wir dich auch noch verlieren, dann sind wir beide, dein Vater und ich, ganz allein. Wer soll uns dann wohl pflegen, wenn wir alt werden? Schlag es dir aus dem Sinn, tu' es mir zu lieb, mein Sohn, sprich nie mehr davon. Beherzige, daß es nur den Kindern wohlergehen kann, die ihren Eltern Freude machen und ihnen gehorchen."

Robinson war zwar etwas leichtsinnig, aber von Herzen gut, daher auch tief ergriffen von den Worten des Vaters und der Mutter. Er nahm sich fest vor, von nun an den Eltern nur Freude zu machen, tüchtig zu lernen und fleißig zu arbeiten.

So ging die Zeit dahin, Robinson wuchs heran und war mittlerweile siebzehn Jahre alt geworden. Er sprach nie mehr

von seinen Reiseplänen, aber vergessen hatte er sie nicht. Täglich machte er einen Spaziergang nach dem Hafen, um das Wasser und seine geliebten Schiffe zu sehen, mit denen sich seine Phantasie fortwährend beschäftigte.

So wandelte unser Robinson auch einst seiner Gewohnheit nach an einem wunderbar schönen Frühlingstage am Hafen entlang, da begegnete ihm einer seiner ehemaligen Schulkameraden, der Sohn eines Schiffskapitäns, und fragte, ob er mitfahren wolle nach London, das Schiff seines Vaters lichte in kurzer Zeit die Anker. Es sei eine schöne Reisegelegenheit, fügte er hinzu, und Robinson könne sich bei dieser Gelegenheit gleich die Hauptstadt Englands ansehen.



Robinson fiel vor Entzücken seinem Freunde um den Hals. „Bruder," rief er freudig aus, „ich fahre mit! Aber," setzte er kleinlaut hinzu, „was werden meine Eltern sagen? Und ich habe ja auch kein Reisegeld!"

„Ach, komm nur mit," redete der andere zu, „ich halte dich frei, und deinen Eltern kannst du ja durch den ersten besten

sagen lassen, wo du geblieben bist; in vierzehn Tagen können wir schon wieder zurück sein."

Robinsons heftige Begierde, zur See zu gehen, überwog jedwedes Bedenken, vergessen waren alle guten Vorsätze, ohne Gruß, ohne Abschied von seinen Eltern, denen er mit diesem Schritt schweren Kummer, schweres Herzeleid verursachte, ging der pflichtvergessene Sohn, der leichtsinnige, junge, unerfahrene Mensch mit seinem Freunde an Bord.

Zweites Kapitel.

An Bord der „Hansa".

Das Schiff, auf dem Robinson sich befand und das den Namen „Hansa" führte, war ein prächtiger Dreimaster, ein Kauffahrteischiff. Die Matrosen wanden die Anker empor und richteten die Segel, die ein günstiger Südost schwellte. Mit sechs Kanonenschüssen sagte das Schiff der Stadt Lebewohl. Robinson war außer sich vor Freude.

Es war ein herrlicher Tag und die Fahrt sehr angenehm. Was machte Robinson für Augen, als man nun aufs offene Meer kam und nichts mehr sah als Himmel und Wasser!

Zwei Tage lang blieb es so; am dritten Tage aber schlug das Wetter um, der Wind wurde zum Sturm und schleuderte das Schiff heftig hin und her. Nun war es auch mit der Freude Robinsons zu Ende. Er konnte sich auf dem schwankenden Schiffe kaum mehr auf den Füßen halten, und dabei wurde ihm so übel und weh, daß er glaubte, er müsse sterben.

Er hatte die Seekrankheit. Ach, wenn er zu Hause einmal krank gewesen war, wich die gute Muter kaum von seinem Bette; jetzt konnte er jammern und schreien, niemand

bekümmerte sich um ihn, kaum daß hin und wieder sein Freund kam, um ihn zu trösten. Da gedachte er seiner guten Eltern und wünschte, daß er wieder bei ihnen wäre. Allmählich besserte sich sein Zustand, aber der Sturm wütete noch immer, der Himmel wurde dunkler und dunkler, ein Gewitter zog herauf, der Regen goß in Strömen. Blitz folgte auf Blitz, jedesmal von solch einem erschütternden Krachen begleitet, als solle die Welt aus den Fugen gehen. Haushoch kamen die Wogen dahergerollt und schienen das Schiff verschlingen zu wollen. Es legte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, wurde einmal hoch emporgehoben, und schien gleich darauf in einen tiefen Abgrund zu versinken.

Mühsam schleppte sich Robinson nach der Kajüte. Hier sank er auf seine Knie, um in heißem Gebete Gott um Rettung anzuflehen. Ganz zerknirscht, gelobte er, falls er mit dem Leben davonkäme, reumütig zu seinen Eltern zurückzukehren, sie um Verzeihung zu bitten und ein guter und braver Mensch zu werden. Gegen Abend verzog sich das Unwetter, der Himmel klärte sich wieder auf.

Da kam auch Robinsons Freund nach der Kajüte gelaufen und fragte lachend: „Nun, Robin, wie geht es dir? Hattest wohl rechte Angst bei dem bißchen Sturm. Komm' herauf und sieh', wie schön die Welt wieder ist."

Als Robinson auf Deck kam, glänzte die Sonne vom heitern Himmel, die See lag ruhig und glatt wie ein Spiegel. Robinsons Leichtsinn fand sich rasch in den angenehmen Wechsel. Der Sturm war vorüber, mit ihm auch alle guten Vorsätze, vergessen war alles, was Robinson in der Angst seines Herzens gelobt hatte.

Aber bald sollte es wieder schlimmer kommen. Noch war lange nicht die Küste Englands erreicht, als widrige Winde die Fahrt aufhielten. Das Schiff mußte stillhalten und Anker

werfen, ohne einen sichern Hafen gefunden zu haben. Bedenklich schüttelten die alten Seeleute die Köpfe. Und nicht lange dauerte es, da erhob sich ein Sturm, der den zuerst überstandenen an Heftigkeit weit überbot. Das Schiff wurde von den brüllenden Wogen wie ein Ball hin- und hergeschleudert, haushohe Wasserberge drohten es jeden Augenblick zu begraben, und plötzlich brach von der Gewalt des Sturmes der Vordermast. In seinem Falle gerieten Takelage und Taue in Unordnung, die Matrosen mußten sich beeilen, ihn vollends zu kappen und über Bord zu werfen. Bald folgte der mittlere und kleine Mast nach. Nun war das vorher so stolze Schiff nur noch ein hilfloses Wrack. Mit einem Male ging es krach! krach! „Himmel! wir sind verloren!" schrie die ganze Schiffsmannschaft, „Gott sei uns gnädig! Das Schiff hat ein Leck bekommen, das Wasser dringt herein, wir sinken." Robinson war vor Schreck halbtot; er wollte beten, aber in seiner Todesangst brachte er kein Wort über die Lippen, er rang nur verzweiflungsvoll die Hände. „Ach, meine geliebten Eltern," dachte er, „nun sehen wir uns nie wieder!"

Jetzt ließ der Kapitän Notschüsse abfeuern. Robinson, der keine Ahnung hatte, was das bedeute, sank vor Schreck in die Knie. Da rüttelte ihn ein Bootsmann unsanft auf. „Marsch, mit an die Pumpen, wenn dir dein Leben lieb ist."

Robinson raffte sich auf und half nach Kräften ; aber trotz der vereinten, fast übermenschlichen Anstrengungen gelang es nicht, das Schiff zu halten. Das Wasser im Schiffsraum stieg höher und höher, langsam begann das Fahrzeug zu sinken.

Da kam Rettung. Ein Schiff hatte die Signale gehört und schickte ein Boot aus, die Schiffbrüchigen zu retten. Mutvoll steuerten die braven Leute durch die empörten Wogen, mehrmals wurden sie weit aus der Bahn geschleudert, bis es ihnen endlich gelang, ein ihnen von der „Hansa" aus zuge-

worfenes Tau zu erfassen. Jetzt lag das Boot dicht an der Seite des Wracks, und die ganze Mannschaft flüchtete hinein.

Mühsam zwar, aber glücklich, kamen die braven Seeleute, die ihr Leben wagten, um das ihrer Nebenmenschen zu retten, wieder bei ihrem Schiffe an. Sie waren kaum geborgen, als das Wrack vor ihren Augen in den Wogen versank.

Einige Tage darauf gelangte man glücklich nach London.

Drittes Kapitel.

Wie es Robinson weiter erging.

Ja das war noch eine ganz andere Stadt als Hamburg. Stundenlang erstreckten sich manche Straßen. Welche prächtigen Häuser, Plätze und Kirchen gab es da, welch ein Verkehr herrschte dort! Robinson kam aus dem Staunen und der Verwunderung nicht heraus. Aber endlich mahnte ihn sein Magen, daß er hungrig sei und etwas essen müsse. Nun hätte er sich allerdings Geld verdienen können, um seinen Hunger zu stillen, aber er hatte ja nichts Ordentliches gelernt.

Da fiel ihm ein, zu dem Schiffskapitän zu gehen, mit dem er nach London gekammen war. Der nahm ihn sehr gastfrei auf, aber als er hörte, daß Robinson die Reise nach London ohne Wissen seiner Eltern gemacht habe, wurde er sehr böse, schalt und redete Robinson ins Gewissen, so schnell als möglich wieder heimzukehren, die Verzeihung seiner Eltern zu erbitten und ein folgsamer, braver Sohn zu werden.

Da senkte Robinson tief beschämt den Kopf und weinte bittere, heiße Tränen der Reue.

„Bringen Sie mich wieder zurück zu meinen Eltern," bat er.

„Ich?" fragte jener verwundert, „du weißt ja, mein Schiff ist untergegangen, es kann lange Zeit vergehen, ehe ich wieder eins habe, ich bin jetzt bettelarm; aber ich werde ein gutes Wort einlegen für dich bei einem meiner Freunde, dessen Schiff nach Hamburg bestimmt ist, mit ihm kannst du zurückfahren, und hier hast du noch einige Groschen Reisegeld, das ist alles, was ich dir geben kann."

Damit drückte der brave Mann unserm Robinson zehn Mark in die Hand, und nun machten sie sich auf den Weg nach dem Hafen.

Am Hafen übergab der Kapitän unsern jungen Robinson dem Befehlshaber des „Morgenstern", der am andern Tage nach Hamburg absegeln wollte. Nochmals wurde Robinson von seinem Beschützer väterlich ermahnt, allen guten Vorsätzen treu zu bleiben und seinen betrübten Eltern nun recht viel Freude zu machen.

Noch war Robinson nicht lange allein, da kamen ihm auch schon wieder allerhand leichtfertige Gedanken. Er hatte zwar fest versprochen, zu seinen Eltern zurückzukehren, aber eigentlich war er doch von Hause fortgelaufen, um in der Welt sein Glück zu machen. Bis jetzt hatte er doch nur Unglück gehabt, und man würde ihn bei seiner Heimkehr höchstens auslachen. Wie wäre es, wenn er dem Kapitän des „Morgenstern" einfach davonliefe? Gedacht, getan. Scheinbar absichtslos schlenderte er am Kai entlang und entfernte sich immer weiter von dem Orte, wo sein Schiff lag.

Je länger er sich all die Schiffe mit ihrem prächtigen Mastenwald ansah, desto höher schwoll sein Herz voll unbezwinglicher Reiselust, und sehnsüchtig blickte sein Auge in die Ferne.

„Warum so gedankenvoll, mein junger Freund?“ hörte Robinson da plötzlich eine unbekannte Stimme hinter sich und fühlte zugleich einen leichten Schlag auf seiner Schulter. „Ich brauche einen Gesellschafter, willst du mit mir fahren?“

Robinson wandte sich freudig erschreckt um und sah einen Mann in Matrosentracht vor sich.

„Ich bin Steuermann auf einem Guineafahrer,“ fuhr der Fremde fort, „heute noch segeln wir ab; ich habe große Lust dich mitzunehmen, Reisegeld kostet es dich nicht. Willigst du ein?“

Dieses Anerbieten kam Robinson ebenso schnell als unerwartet, aber ohne Zögern schlug er in die dargebotene Hand ein. Nun konnte er ja wieder zu Schiffe in das offene Meer hinaus, konnte in der weiten Welt sein Glück machen. An den Schmerz, an die Verzweiflung seiner Eltern dachte er nicht, ebensowenig an das Versprechen, das er dem braven Kapitän gegeben hatte.

Viertes Kapitel.

Schiffbruch und wunderbare Rettung.

Unterwegs erzählte Robinson, daß er eigentlich von Hause fortgegangen wäre, um in der Welt sein Glück zu machen, aber er habe unterwegs Schiffbruch gelitten, und sein ganzes Vermögen bestände nur in zehn Mark, damit ließe sich doch nichts anfangen. Sein neuer Freund, der immer mehr Gefallen an Robinson fand, borgte ihm noch zwanzig Mark und sagte ihm, das sei genug, um auf Guinea reich zu werden.

„Du kaufst für dieses Geld allerhand Kleinigkeiten, wie blitzende Schnallen, Glasperlen, Kämme, Messer, Beile,

Scheren usw. An diesen Dingen haben die Schwarzen großes Gefallen und kaufen sie dir ab gegen Gold, Edelstein und Elfenbein, Sachen, die alle hier in Europa sehr wertvoll sind und dir viel Geld einbringen."

Robinson ließ sich das nicht zweimal sagen; er ging gleich nach der Stadt, um seine Einkäufe zu besorgen, und schon einige Stunden später befand er sich mit seinem neugewonnenen Freunde an Bord und steuerte mit vollen Segeln dem neuen Reiseziele zu.

Die Fahrt ging prächtig vonstatten, ohne die mindesten Widerwärtigkeiten erreichten sie die Insel Madeira und gingen hier vor Anker. Der Schiffer wollte seinen Leuten einige Tage Ruhe gönnen, auch das Schiff etwas ausbessern, desgleichen frisches Wasser und Lebensmittel einnehmen.

Was machte Robinson für Augen, als er mit dem Steuermann an Land ging und hier die weit ausgedehnten Weinberge erblickte! Und wie schmeckten ihm die prächtigen Trauben!

Aber als das Schiff seinen Aufenthalt von Tag zu Tag verlängerte, fühlte Robinson mit seinem unruhigen Geiste schon wieder Langeweile. Es kam ihm recht erwünscht, als er hörte, ein portugiesisches Schiff liege im Hafen, es lichte noch heute die Anker, um nach Brasilien zu fahren. Nun bestürmte er den Steuermann mit Bitten, er möge ihm doch erlauben, die Fahrt nach Brasilien mitzumachen, er könne die Untätigkeit nicht länger aushalten.

Der Schiffer, der schon längst von Robinson gehört hatte, daß dieser ohne Wissen und Willen seiner Eltern in der Welt herumschwärme, war eigentlich recht froh, ihn los zu werden. Er gab Robinson mit der erbetenen Erlaubnis noch einige gute Lehren mit auf den Weg, und so siedelte denn Robinson

an Bord des Portugiesen über, der auch bald darauf die Reise nach Brasilien antrat.

Keiner war glücklicher als Robinson; er hatte von den Gold- und Diamantenfeldern Brasiliens gehört und glaubte nun, er könne jetzt mit einem Male reich werden, er brauche sich eben nur zu bücken und die Taschen mit Edelsteinen und Diamanten zu füllen, die auf den Feldern Brasiliens nur so umherlägen.

Auf dem portugiesischen Schiffe gefiel es Robinson recht gut, es war ein tüchtiger Segler, und so kam man rasch vorwärts. Aber ein heftiger Sturmwind, der tagelang über das Meer brauste, brachte das Schiff ganz aus seinem Kurse, so daß zuletzt Kapitän und Steuermann nicht mehr wußten, wo sie sich befänden. Eines Tages rief plötzlich der Ausguck im Mastkorbe mit heller, fröhlicher Stimme: „Land, Land!" Alles eilte auf Deck, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen. „Puff! Krach!" ging es da plötzlich. Das Schiff war auf eine Klippe geraten, saß fest und konnte nicht mehr loskommen. Haushohe Sturzwellen schlugen über Bord, das Wasser drang ein, es war entsetzlich. Alles jammerte und schrie und lief kopflos durcheinander; einige versuchten zu beten, andere rangen verzweiflungsvoll die Hände, die meisten waren vom Schreck wie gelähmt. Unter diesen letzteren befand sich Robinson. Er sah, wie durch den heftigen Wogenanprall eine Planke nach der andern sich am Schiffe lockerte, bald mußten die letzten Trümmer im Meere versinken und er und alle mit ihm. Aber man wollte doch wenigstens versuchen, das Leben zu retten.

Die Mannschaft brachte mit vieler Mühe das große Boot zu Wasser, aber es wurde sofort von den empörten Wogen umgestülpt und hinweggespült.

Man versuchte es nun mit mehr Glück mit dem kleineren Boot. Dieses hatte kaum den Meeresspiegel erreicht, so sprang auch schon die ganze Schiffsmannschaft hinein, belastete es aber dadurch übermäßig. Nichtsdestoweniger steuerten die Schiffbrüchigen mit Todesverachtung durch die brandenden Wogen dem nicht allzuweit entfernten Lande zu. Sie kamen auch glücklich vorwärts, als plötzlich eine Woge, so hoch, wie man sie noch nie gesehen, hinter dem Boote daherrollte. Starres Entsetzen erfaßte alle, sie wußten, daß jetzt ihre Todesstunde schlüge. Sie hatten Recht; als die Woge das Boot erreichte, begrub sie sämtliche Insassen unter seinem Wasserschwall, alle versanken in die Tiefe des Meeres.

Fünftes Kapitel.

Auf der einsamen Insel im Weltmeer.

Auch Robinson war, gleich seinen Unglücksgefährten, im Meere verschwunden. Gleich darauf fühlte er sich indeß wieder emporgehoben, und da er ein tüchtiger Schwimmer war, gelang es ihm, sich über Wasser zu halten, doch seine Kraft erlahmte, seine Besinnung schwand. Plötzlich wurde er durch einen heftigen Schmerz aus seiner Betäubung wieder geweckt. Er war von einer Sturzwelle an die felsige Küste des Landes geworfen worden. Noch ganz verwirrt von den erlebten Schrecknissen, schaute er empor und hatte so viel Geistesgegenwart, sich mit einer Hand fest an den kurzen Graswuchs, der die Küste bedeckte, anzuklammern, sonst wäre er von der nachfolgenden Welle in das Meer zurückgeschleudert worden. Mühsam kroch er am Strande weiter empor, um aus dem Bereich der Meereswellen zu kommen. Es ge-

lang; nun aber brach er kraftlos zusammen und blieb eine Zeitlang bewußtlos liegen. Nach einer Weile schlug er die Augen wieder auf. Himmel, welch ein Anblick! Eine weite Wasserwüste breitete sich vor ihm aus, auf der einige losgerissene Bretter von dem gescheiterten Schiffe, dort ein Hut, weiterhin ein einzelner Schuh herumschwammen. Von dem Schiffe, dem kleinen Boote, von seinen Gefährten war nichts, gar nichts zu sehen. Robinson allein war dem Tode entgangen. Da bedeckte er sein Antlitz mit den Händen, warf sich laut weinend zur Erde und schickte ein heißes Dankgebet zum Herrn der Welten für seine wunderbare Rettung. Er gelobte in seinem Herzen, nie wieder etwas zu tun, was unrecht sei, bat Gott um Verzeihung seiner Sünden und um Kraft, sein Los zu tragen. Jetzt fühlte er, wie unrecht er gehandelt hatte, als er seine Eltern verließ, deren einzige Freude er war und deren Stütze er hätte sein sollen.

Neu gestärkt, erhob er sich und fing an, über seine Lage nachzudenken. Er war allein, ganz allein ohne schützendes Obdach, ohne Nahrungsmittel, nur ungenügend bekleidet, da er im Boote alle überflüssigen Kleider auch die Schuhe von sich geworfen hatte, weil sie ihn am Schwimmen hinderten. Aber war er denn auch wirklich allein? Konnte die Insel, die mit dichtem Wald bedeckt war, nicht auch wilde Tiere, wilde Menschen oder gar Menschenfresser bergen, deren es damals in jenem Weltteil noch in Menge gab? Robinson schauderte. Aber gleich darauf strafte er sich selber wegen seines Kleinmuts. „Gott", sprach er, „wird mich nicht aus den Wellen errettet haben, um mich hier eines so schmählichen Todes sterben zu lassen."

Seine erste Sorge war jetzt, etwas Wasser zu finden, um seinen brennenden Durst zu löschen. Er ging landeinwärts und entdeckte bald eine schöne, klare Quelle. „O, wie dankte

er Gott dafür! In seiner Heimat, unter Menschen hatte er nie Wert darauf gelegt; jetzt lernte er erst schätzen, welch eine große Wohltat ein Trunk Wasser für den vom Durst Gequälten ist.

Nun ging Robinson weiter, um sich auch etwas Speise zu suchen; aber das geringste Geräusch erschreckte ihn. Hatte er doch keine Waffe, nicht einmal ein Messer, um sich zu verteidigen. Die Dunkelheit brach auch jetzt schnell herein, und er wagte es nicht, noch weiter vorzudringen; übrigens verging ihm auch alle Eßlust bei dem Gedanken an die unbekannten Gefahren, die ihn hier in der Wildnis bedrohen konnten. Er fühlte sich todmüde, seine Glieder waren wie zerschlagen, er sehnte sich nach Ruhe. Aber wo sollte er ein geeignetes Plätzchen für die Nacht finden?

Robinson stand lange trostlos da und überlegte. Auf ebener Erde unter einem Baume zu schlafen, erschien ihm zu gewagt, da hätte er aus Angst vor wilden Tieren und Menschen kein Auge schließen können, aber — gleich den Vögeln unter dem Himmel auf einem Baume zu übernachten, das ging. Er suchte sich demnach einen starken, dickbelaubten Baum aus, kletterte hinauf und machte es sich so bequem als möglich. Aber sein Schlaf war unruhig; beängstigende Träume quälten ihn, er meinte seine Eltern vor sich stehen zu sehen, die laut jammerten und weinten, da wollte er ihnen entgegeneilen, ihnen um den Hals fallen. Er breitete die Arme aus und wäre beinahe vom Baume herabgestürzt.

Tief atmete er auf, als er aus dem Schlaf erwachte und ein heller Schein im Osten verkündete, daß die Sonne aufgehe und ein neuer Tag anbreche. Robinson stieg herab aber es schmerzten ihn von seinem ungewohnten Nachtlager alle Glieder, dazu peinigte ihn der entsetzlichste Hunger. Woher sollte er Speise nehmen?



Er besaß nichts von allem, was wir hier in Europa haben. Er hatte kein Brot, keine Butter, kein Fleisch, keine Milch; er konnte sich ja auch nichts kochen oder braten, denn er hatte kein Feuer, keinen Topf, kurz es fehlte ihm an allem. Womit sollte er nun seinen nagenden Hunger stillen, der ihn je länger, desto mehr peinigte? Er suchte in seinen Taschen nach einem Stückchen Brot, aber alles Suchen war umsonst, die Taschen waren leer.

Da entschloß er sich endlich, in den Wald einzudringen und nach eßbaren Früchten zu suchen. Aber so ängstlich, so aufmerksam er auch umherspähte, seine Mühe war vergeblich, die Bäume, die er bis jetzt entdeckt, trugen wohl Blüten und Blätter, aber keine Frucht. Da warf er sich verzweiflungsvoll zur Erde und jammerte: „O, wäre ich doch, gleich meinen Gefährten, im Meere umgekommen; nun muß ich hier elendiglich Hungers sterben!“

Als Robinson sein Antlitz erhob, bemerkte er, nicht weit entfernt, eine hohe Staude, die einige große Aehren oder Kolben hatte. Rasch eilte er hinzu und fand mehrere Reihen gelber Körner, die sich leicht zerbeißen ließen. Der Hunger ließ ihn jede Vorsicht vergessen, und er aß gierig von der ihm unbekannten Frucht. Zu seinem Glück war es keine giftige, sondern eine sehr nahrhafte Pflanze, eine Maisstaude. Robinson hatte nun einigermaßen seinen Hunger gestillt, suchte wieder eine Quelle auf und trank das schöne, frische Wasser in vollen Zügen, dann eilte er nach dem Strande hinab, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein Schiff käme.

Aber so angestrengt und anhaltend er auch seine Blicke über das Meer gleiten ließ, da war nicht eine Spur von einem Segel zu entdecken.

Lange saß Robinson da; er gedachte seiner Eltern und seines vergangenen Lebens, wie er doch eigentlich in die weite Welt gezogen sei, um sein Glück zu machen, und nun? Jetzt betrachtete er das ihm widerfahrene Unglück als eine gerechte Strafe für seinen Leichtsinn, und aus seinem Herzen stieg das inbrünstige Gebet zum Himmel empor, Gott möge ihn doch wieder glücklich heimführen zu seinen Eltern.

Der Tag war schon weit vorgerückt, als Robinson wieder Hunger verspürte. Er ging am Strande entlang, vielleicht hatte das Meer etwas für ihn ausgeworfen. Da sah er einige Austernschalen im Sande liegen. Begierig untersuchte er sie näher und fand richtig auch einige volle darunter, die er mit herzlicher Freude verzehrte. Sie machten ihn zwar nicht ganz satt, aber beschwichtigten doch einigermaßen seinen Hunger.

Nach beendeter Mahlzeit war Robinsons größte Sorge, ein geeignetes Unterkommen zu finden; ihn schauderte bei dem Gedanken, noch eine Nacht auf einem Baume zubringen zu müssen.

Zu diesem Zwecke mußte er sich auf seiner Insel etwas mehr umsehen. Nachdem er etwa tausend Schritte landeinwärts gegangen war, stand er vor einem ziemlich hohen Berge, den er mit vieler Mühe erstieg. Oben angekommen, konnte er weithin Umschau halten. Da erblickte er nichts als Bäume und Sträucher und ringsum Wasser. Fern am Horizont sah er noch andere Inseln aus dem Meere hervorragen.

Bei diesem Anblick wollte ihn wieder Verzweiflung übermannen. „So bin ich denn wirklich auf einer Insel!" rief er jammernd aus. „Werde ich je wieder aus dieser traurigen Einöde hinauskommen, jemals wieder einen Menschen sehen? O, meine armen, armen Eltern. Aber ich habe mein Schicksal verdient und Gott wird mir helfen, es zu ertragen."

Nun begann er an dem Berge herumzuklettern, um vielleicht eine Höhle zu entdecken, die ihm als Wohnung dienen könne. Lange war sein Suchen vergeblich, schon wollte er kleinmütig und verzagt weitere Forschungen aufgeben, als eine eigentümliche Form des Felsens von neuem seine Aufmerksamkeit erregte.

Er befand sich auf einem freien Platze, der durch einen hochanstrebenden Felsen gegen die Gluten der Mittagssonne geschützt war. An einer Stelle des Felsens entdeckte Robinson ein dichtes Gebüsch und, als er dieses zurückbog, den Eingang zu einer Grotte. Doch ehe man hineingelangen konnte, mußte erst das dichte Gestrüpp davor entfernt werden.

Hätte Robinson eine Hacke, ein Beil oder nur ein Messer gehabt, so wäre ihm dies ein Leichtes gewesen, er hatte ja aber nur seine Hände, und damit ging es langsam genug.

Er machte sich sogleich an die Arbeit, aber die Sonne ging schon unter, und er war noch nicht halb fertig, er mußte sich also entschließen, noch einmal auf einem Baume zu übernachten.

2*

Kaum war der Morgen angebrochen, da war Robinson schon wieder emsig bei der Arbeit. Er hatte am Strande eine Seemuschel gefunden, deren Ränder hart und scharf waren. Damit fing er an das Gesträuch abzuschneiden und die Wurzeln auszugraben.

Aber wie sauer wurde das unserm Robinson! Er war ja nicht an solche harte Arbeit gewöhnt, und der Schweiß lief ihm in Strömen von der Stirn. Trotzdem gönnte er sich keine Ruhe. Er nahm sich kaum so viel Zeit, um etwas Mais und einige Austern zu genießen.

So hatte er denn auch endlich die Genugtuung, nachdem er den ganzen Tag hindurch sich wacker angestrengt, den Eingang zur Höhle freizulegen. Sie war sehr geräumig und auch trocken und bot ein sicheres Obdach.

Robinson eilte nun zum Strande und suchte Seegras, das, in einigen Stunden an der Sonne gedörrt, das schönste Heu wurde, wovon er sich ein weiches, bequemes Lager bereitete. Und als nun der Abend herinbrach, da streckte er seine müden Glieder behaglich in dem neuen Zufluchtsorte. Den Eingang hatte er mit großen Steinen gesichert. Mond und Sterne hielten Wacht über dem einsamen Schläfer.

Sechstes Kapitel.

Robinsons erste Einrichtung.

Der Tag war schon weit vorgerückt, als Robinson neugestärkt erwachte. Wie herrlich hatte er diese Nacht geruht in bequemer Lage, nachdem er zwei Nächte auf den harten Aesten eines Baumes zugebracht! Er dankte Gott für diese große Wohltat und erhob sich.

Nachdem er die Steine von dem Eingang entfernt, eilte er nach der Quelle und dann nach dem Strande, um einige Austern zu suchen. Robinson fand indes heute so wenig, daß sie nicht hinreichten, seinen Hunger zu stillen. Er kehrte demnach um und suchte unterwegs etwas anderes zu finden, das ihm als Speise dienen könnte.

Da fiel sein Blick auf eine wohl sechzehn Fuß hohe Pisangstaude, an deren Stamm, durch abgefallene Blätter gebildet, sich eine Art Auswüchse befanden, wodurch man bequem emporklettern konnte. Robinson tat dies und fand an der Spitze des Schaftes inmitten großer, spitz zulaufender Blätter eine gurkenförmige Frucht, die er gleich kostete und die ihm sehr gut schmeckte.

Ferner traf er heute auch eine Gruppe Kokospalmen an. Er suchte sich einen Knüttel und warf damit nach den Früchten in der Spitze des Baumes. Und richtig, es fielen mehrere Kokosnüsse herab, deren äußere Umhüllung Robinson jedoch nicht ohne viele Mühe entfernen konnte. Aber nun stieß er auf eine so harte Schale, daß er sich erst zwei spitze Steine suchen mußte, um sie zu öffnen. Der Kern schmeckte ähnlich wie unsere Haselnüsse, und in der Mitte befand sich noch ein kühlender, etwas süßlicher Saft.

Noch immer hegte er große Furcht vor einem Ueberfall feindlicher Menschen oder wilder Tiere, deshalb war es seine erste Sorge, um seine Wohnung eine Art Schutzwehr anzubringen, und das machte er auf folgende Art.

Er hatte längs den Ufern eines kleinen Baches eine Sorte Bäume entdeckt, die, unserer Weide gleich, sehr rasch zu wachsen schienen. Er grub nun davon Schößlinge aus und pflanzte sie in einiger Entfernung von dem Eingange seiner Höhle im Halbkreis um diese herum. Hinter den Bäumen führte er eine Art Wall aus Rasen und Erde auf, und dann

pflanzte er außerhalb nochmals eine Reihe junger Bäumchen. Das schien ihm mit der Zeit eine genügende Schutzwehr gegen unwillkommene Gäste zu werden. Die Bäumchen begoß er mit Hilfe seiner Kokosschalen, die ihm als Wassergefäße dienten, jeden Morgen und jeden Abend und hatte bald die Freude, sie lustig grünen und wachsen zu sehen.

In dem Walle hatte er nur eine ganz kleine Oeffnung zum Hindurchschlüpfen gelassen, aber er beabsichtigte, auch diese später zuzumachen, sobald er eine Leiter zustande gebracht hätte, um hinüberzuklettern.

Man kann sich denken, daß dies alles mühsam und langsam vonstatten ging; Robinson hatte keine anderen Werkzeuge dazu als nur einige scharfe, spitze Steine. Es waren dies nicht unsere gewöhnlichen, sondern die sogenannten Talksteine. Sie sind grünlich und beinahe so hart wie Eisen. Robinson hatte sie in ziemlicher Menge und großer Auswahl in allen möglichen Formen auf der Insel entdeckt. Mit einem davon, der die Form eines Beiles hatte, war es unserm Helden sogar gelungen, ein nicht allzu starkes Bäumchen umzuhauen.

Nachdem Robinson nach monatelanger Arbeit seinen Wall vollendet hatte, ging er mit großem Eifer daran, sich eine Strickleiter zu flechten. Er hatte eine Pflanze entdeckt, deren Fasern gleich unserm Hanf oder Flachs sich zu Stricken drehen ließen. Nach manchen vergeblichen Versuchen hatte Robinson endlich eine Strickleiter zustande gebracht, die vollkommen das Gewicht seines Körpers trug. Er befestigte sie an dem Stamme eines Baumes, der auf dem hochragenden Felsen über seiner Höhle wuchs, und siehe da! es ließ sich prächtig daran hinauf und hinabklettern.

Kaum war Robinson damit fertig, so machte er den Eingang in seinem Erdwall noch vollends zu und befand sich nun

wie in einer kleinen Festung, vollkommen gesichert vor einem feindlichen Ueberfall.

War ihm die Strickleiter so gut geglückt, so wollte er nun auch versuchen, sich einen Beutel oder eine Jagdtasche zu fertigen. Er hatte bei seinen Ausflügen und Umherstreifen schon öfter manches gefunden, was ihm des Mitnehmens wert erschien, es aber nicht fortbringen können.

Er drehte sich also zuerst eine Menge Bindfäden. Diese spannte er wagerecht in vielen Reihen dicht übereinander zwischen zwei Bäumen auf, die etwas weiter als eine Elle auseinanderstanden. Diese Fäden fing er nun an senkrecht mit andern Fäden zu verknüpfen, so ähnlich, wie die Fischer ihre Netze stricken. Als das Gespinst fertig war, löste er die Enden von den Bäumen und verknüpfte sie miteinander, doch so, daß die eine Seite offen blieb. Dann schürzte er noch einen stärkeren Bindfaden, verknüpfte die Enden mit der Tasche, und nun konnte er diese wie eine Jagdtasche um den Hals hängen und darin Lebensmittel fortbringen oder, was er unterwegs finden würde, mit nach Hause nehmen.

Sooft Robinson eine solche Arbeit vollendet hatte, emp-

fand er jedesmal eine unsagbare Freude darüber, aber auch zugleich bittere Reue, daß er zu Hause so viele Tage mit Müßiggang verbracht hatte.

Hier war es ihm nicht möglich untätig zu sein, und stets sann er auf neue Beschäftigung. Die Not machte ihn erfinderisch, um ohne die gewöhnlichen Hilfsmittel sich alles das zu verschaffen, was ihm notwendig erschien. Jetzt sann er darauf, sich einen Hut und einen Sonnenschirm herzustellen, denn er litt fürchterlich unter den sengenden Sonnenstrahlen ohne jegliche Kopfbedeckung.

Zu dem Hute verwandte er die Blätter der Pisangstaude, die lang und fest waren. Um einen Reifen, der die Weite seines Kopfes hatte, befestigte er die breiten Enden der Blätter mittels langer Dornen; mit Dornen steckte er auch die obern Enden der Blätter zusammen, und so erhielt er eine tütenförmige Mütze, die zwar drollig genug aussah, aber doch ihren Zweck vollkommen erfüllte.

Den Sonnenschirm machte er auf folgende Art: er formte von biegsamen Gerten eine Art Dach, steckte mitten hindurch einen starken Stock und bedeckte dieses Dach mit einer Lage Kokosblätter, die er ebenfalls mit Dornen befestigte.

Seine nächste Sorge war jetzt, sich einige Waffen herzustellen, denn er wollte in den nächsten Tagen seine Insel in etwas weiterem Umkreis als bisher kennen lernen. Bisher hatte ihn noch immer die Furcht von solchem Wagnis zurückgehalten, aber einesteils hatte er Sehnsucht nach einer Veränderung seiner einförmigen Mahlzeiten, anderenteils hoffte er, vielleicht einen seiner Gefährten vom Schiffe zu finden, der gleich ihm auf dieses einsame Eiland verschlagen worden war.

Hatten Robinson die festen Talksteine bisher als Werkzeug treffliche Dienste geleistet, so schienen sie ihm auch als Waffen geeignet.

Er verfertigte sich eine Lanze, Beil, Hammer, Stemmeisen und dergleichen mehr, indem er die schärfsten und spitzesten Steine an Stiele befestigte und mit Bindfaden festband.

Jetzt sann Robinson auf ein Mittel, um sich in der Zeitrechnung nicht zu irren, und hatte auch bald ein solches gefunden.

Er suchte vier nebeneinanderstehende Bäume mit glatter Rinde aus. Sobald ein Tag vorüber war, machte er einen Einschnitt in die Rinde des ersten Baumes. Sobald sieben Tage, also eine Woche, herum waren, machte er ein Zeichen in den zweiten Baum. Am dritten bezeichnete er die Monate und am vierten endlich die Jahre.

An den Wochentagen arbeitete Robinson ungemein fleißig, aber wenn ein Sonntag herankam, verbrachte er ihn mit Gebet und frommen Betrachtungen. Er gedachte dann mit heißem Dankgefühl der Vorsehung, die ihm in seiner Verlassenheit stets zur rechten Zeit Hilfe gesandt hatte, mit bittern Tränen seiner Eltern, die jetzt, durch seinen Leichtsinn in Angst und Kümmernis versetzt, wohl seiner nur als eines Toten gedenken würden.

Siebentes Kapitel.

Robinson lernt seine Insel näher kennen.

Am andern Morgen, noch vor Sonnenaufgang, machte sich Robinson reisefertig. Er hängte die Jagdtasche um, steckte Beil und Messer in den Gürtel, nahm die Lanze und trat seine Wanderung an.

Zuerst ging er zu den Kokospalmen, versah sich mit einigen Kokosnüssen und schöpfte einen Schluck Wasser aus der

Quelle als Morgentrank. Dann nahm er seinen Weg nach dem nördlichen Teil der Insel, den bis jetzt sein Fuß noch nicht betreten hatte.

Ueberall wuchsen mächtige Bäume und dichtes Gebüsch, dazwischen erstreckten sich freie Flächen, mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, so daß Robinson über die Fruchtbarkeit seiner Insel in Erstaunen geriet. Am meisten fiel ihm eine Pflanze auf, die weithin den Erdboden bedeckte. Sie hatte weiße, rötliche und blaue Blüten, dazwischen aber auch schon kleine grüne Knollen. Robinson pflückte davon und biß hastig hinein. Aber er zog eine gar saure Miene, denn sie schmeckte abscheulich, und unwillig warf er sie weg. Ebenso riß er einige von den grünen Ranken aus, weil sie ihn am Gehen hinderten, aber was entdeckte er da? An den Wurzeln saßen weiße, runde Knollen, die aber auch nicht schmeckten; doch sammelte er davon einige und steckte sie in seine Jagdtasche. Er schloß sehr richtig, daß dies wohl die eigentliche Frucht sei, die ihm auf irgendeine Art nützen könne. Er hatte die Kartoffel gefunden, die in Amerika wild wächst und von dort zu uns herübergekommen ist.

Robinson ging weiter und kam an ein Gebüsch, aus dem ihm starker Erdbeerduft entgegenströmte. Aber nicht Erdbeeren fand er, sondern die kostbare Ananasfrucht, deren jede wohl ein Gewicht von sechs Pfund hatte.

Nachdem Robinson stundenlang umhergewandert war, fühlte er sich erschöpft von der tropischen Sonnenglut. Ermattet warf er sich in den dichten Schatten eines Baumes und hielt sein Mittagsmahl. Das bestand nun freilich nur aus einigen Kokosnüssen und Pisangfrüchten, aber es schmeckte vortrefflich. Als Nachtisch verzehrte er etwas von der köstlichen Ananas. O, wie er sich daran labte; die Zunge war

ihm auch ganz trocken geworden, da er lange keine Quelle gefunden hatte.

Nach kurzer Rast erhob er sich und wanderte weiter. Bald darauf machte er noch einen kostbaren Fund. Er entdeckte Zitronenbäume, von denen einige reife Früchte abgefallen waren und unter den Bäumen im Grase lagen. Noch war er mit dem Bergen dieser neuen Herrlichkeiten beschäftigt, als ihn ein verdächtiges Rascheln stutzig machte.

Unwillkürlich faßte er nach dem Beil in seinem Gürtel, um der noch unbekannten Gefahr zu begegnen; aber ein jäher Schreck lähmte ihn förmlich, als er unweit seines Standpunktes eine große Königs- oder Riesenschlange sich um einen Baum ringeln sah. Nach und nach kam wieder Leben in seine starren Glieder, aber nun packte ihn ein solches Entsetzen, daß er Hals über Kopf nach seiner Höhle zurückrannte. Atemlos kam er dort an; indeß für heute konnte er doch nichts mehr beginnen, denn der Tag ging schon zur Neige, und auf Robinsons Insel trat ohne Dämmerung rasch die Nacht ein.

Dieses Begegnis belehrte Robinson, daß er auf bessere Waffen bedacht sein müsse. Wie er früher den Müßiggang über alles geliebt hatte, so war er jetzt an eine rührige Tätigkeit gewöhnt. So ging er denn am andern Tage mit großem Eifer daran, sich Bogen und Pfeile herzustellen. Den Bogen brachte er bald fertig, indem er ein Stück Bindfaden zwischen den beiden Enden eines biegsamen und elastischen Stockes von hartem Holze befestigte. Die Herstellung der Pfeile bereitete ihm indes mehr Schwierigkeiten, sie gelang ihm erst nach vielen Versuchen. Er machte mit seinem Steinmesser in kleine hölzerne Stäbe einen Spalt; in diesen Spalt zwängte er so spitze Steinsplitter, als er nur finden konnte, während er am untern Ende der Stäbe mehrere Federn an-

brachte, um so die Flugkraft seiner Pfeile zu erhöhen. Als er mit allem fertig war, stellte er Schießübungen an und hatte die Freude, daß sie über Erwarten glücklich ausfielen. Nun konnte es ihm auch wohl einmal glücken, ein Stück Wild zu erlegen, um sich einen Braten zu verschaffen, denn nach einer kräftigen Mahlzeit hatte er eine große Sehnsucht.

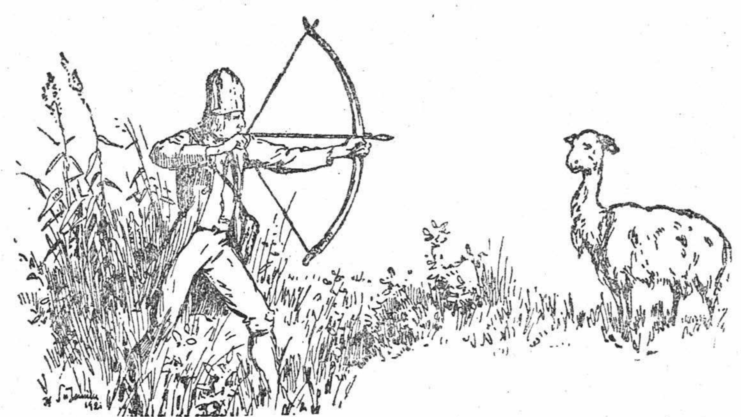
Achtes Kapitel.

Robinson erlegt das erste Stück Wild.

Am folgenden Tage war Robinson noch früher auf als selbst die Sonne. Er wollte die kühlen Morgenstunden zu seiner Wanderung benutzen, um in der heißen Mittagszeit ruhen zu können.

Wie schön, wie herrlich war doch die Welt! Eben stieg die Sonne in ihrer ganzen Pracht aus dem Meere empor. Hunderte von buntfarbigen Vögeln durchschwirrten die Luft, zwitscherten und sangen aus voller Kehle. Aus den Gräsern und Blumen, die im Schmuck unzähliger Tautropfen blitzten, stiegen süße, betäubende Wohlgerüche empor. Robinsons Herz schwoll vor Freude, laut sang und jubelte er mit den Vögeln um die Wette.

Heute spähte er vor allen Dingen nach Jagdbeute umher, doch lange Zeit vergeblich. Endlich sah er mehrere Tiere daherkommen, wie solche Robinson noch nie erblickt hatte. Sie waren unsern Ziegen ähnlich, aber größer, und hatten auch einen etwas längeren Hals. — Es waren Lamas oder Guanakos. Rasch verbarg sich unser Jäger hinter einen Baum, zielte und traf das letzte der Tiere so glücklich mit seinem Pfeile, daß es stürzte. In einem Augenblick war



Robinson zu dem verwundeten Tiere geeilt, hatte es in das dichte Gebüsch gezogen und ihm mit seinem Beile den Todesstreich versetzt.

Er lud hierauf das getötete Lama auf seine Schultern und trug es nach seiner Wohnung. Dort angekommen, machte er sich sogleich daran, dem erbeuteten Wild das Fell abzuziehen und es zu zerlegen. Nachdem er sich ein großes Stück Fleisch zum Braten abgeschnitten, machte er sich einen Bratspieß von Holz. Darauf steckte er seinen Braten, schlug zwei gabelförmige Aeste in die Erde und legte seinen Bratspieß mit dem Braten darüber. Aber nun fehlte das Wichtigste noch, das Feuer. Robinson erinnerte sich, daß die Wilden zwei Stückchen trockenen Holzes andauernd gegeneinander reiben und dadurch Feuer hervorbringen. Er suchte sich ebenfalls zwei Stückchen recht trockenes, hartes Holz und fing an sie gegeneinander zu reiben; aber es gelang ihm nicht, er ermüdete und mußte ausruhen. Wenn er dann von neuem anfing, hatte sich das Holz schon wieder abgekühlt, und seine ganze vorige Arbeit war vergeblich. Er sah endlich mit tiefer Betrübnis, daß er auf diese Art nicht zum Ziele gelange.

Was hätte er jetzt darum gegeben, wenn er einen Gefährten gehabt hätte, der ihn bei seiner schwierigen Arbeit hätte ablösen können! Aber er war allein, seine Gefährten ruhten alle in der Tiefe des Meeres. Traurig betrachtete er seinen schönen Braten, den er nun nicht genießen konnte, und er hatte sich doch so sehr darauf gefreut! Lange saß er da und dachte nach, auf welche Weise er das Fleisch genießbar machen könne. Da fiel ihm ein, daß die Tataren es unter ihre Sättel legen, es mürbe reiten und dann verzehren. Sogleich beschloß er etwas dem ähnliches zu tun. Er schnitt einige dünne Streifen Fleisch ab, legte sie auf einen Stein und klopfte mit einem Holzklöpfel so lange darauflos, bis er glaubte, daß das Fleisch mürbe sei.

Als Robinson ungefähr eine halbe Stunde lang munter darauflos geschlagen, kostete er und fand es genießbar; ja es deuchte ihm der köstlichste Leckerbissen. Er hatte ja so lange kein Fleisch gegessen! Eine Kokosnuß und eine Ananas dienten ihm als Zukost.

Robinson hielt eine treffliche Mahlzeit. Freilich hatte er dabei weder Messer noch Gabel, auch kein Brot und Salz. Ja, Brot und Salz! Wie wenig hatte er beides früher geachtet, als er noch zu Hause war. „O ihr Leckermäuler unter meinen Landsleuten," rief er aus, „die ihr oft die besten Speisen verschmähet, wie würdet ihr diese Gottesgabe achten lernen, wenn ihr sie entbehren müßtet wie ich!"

Schwere Sorge machte ihm jetzt der Gedanke an den bevorstehenden Winter, den er wohl auf der Insel würde aushalten müssen; die Hoffnung, daß bis dahin ein Schiff käme, begann er aufzugeben. Was sollte aus ihm werden, wenn Schnee und Kälte kamen? Er mußte erfrieren in seiner dünnen, abgenutzten Kleidung, und er hatte ja nicht einmal

Feuer! Er nahm sich vor, fleißig auf die Jagd zu gehen, die Felle von den getöteten Tieren sorgfältig zu trocknen und sich daraus Kleider zu fertigen. Robinson wußte ja nicht, daß es in jenen Gegenden weder schneit noch friert, sondern die sogenannte Regenzeit, die mehrere Wochen anhält, die Stelle unseres Winters vertritt.

Neuntes Kapitel.

Robinson erhält Feuer.

Robinson war mit recht trüben Gedanken zur Ruhe gegangen. Er hatte wie jeden Abend auch heute sein Nachtgebet zum Vater im Himmel emporgesandt, aber das Herz war ihm doch recht schwer. Am andern Morgen rüstete er sich sogleich, um auf die Jagd zu gehen. Aber als er vor seine Höhle trat, war der Himmel ganz schwarz, bleischwere Wolken hingen tief auf die Erde herab, und in der Ferne grollte auch schon der Donner. Unter diesen Umständen schien es ihm geratener, zu Hause zu bleiben. Und daran hatte er sehr wohlgetan. Bald brach ein Unwetter los, wie man solches nur in jenen Tropengegenden erlebt. Die ganze Natur schien in Aufruhr. Der Regen prasselte in Strömen hernieder, Bäume stürzten, die Erde erbebte, der Donner krachte, der ganze Himmel war ein Feuermeer. Robinson lag in seiner Höhle auf den Knien im Gebet. Er glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen, flehte um Vergebung seiner Sünden und bat, Gott möge ihn aufnehmen in sein ewiges Reich. Da schreckte ein Poltern und Krachen über seinem Haupte ihn jäh aus seinen frommen Betrachtungen empor. Voller Entsetzen eilte er hinaus und sah, wie eben ein Stück von der Decke der Höhle

sich löste und beinahe den ganzen innern Raum derselben erfüllte. Aber noch mehr sah Robinson. Ein Blitzstrahl, der jedenfalls diese Verwüstung angerichtet, war in den Baum über seiner Höhle gefahren, an dem seine Strickleiter befestigt war. Der Baum stand jetzt in hellen Flammen, ein Stück davon war herabgeschleudert worden und lag brennend zu Robinsons Füßen.

Da hatte er ja mit einemmal Feuer — er eilte, das kostbare Gut, das ihm vom Himmel selbst herabgesandt war, in Sicherheit zu bringen. Unter dem überhangenden Felsen entdeckte er eine trockne Stelle, dorthin brachte er in freudiger Hast das Himmelsgeschenk, und seine größte Sorge war jetzt, daß es nicht wieder verlösche. Er warf so viel Holz darauf, als er zur Hand hatte. Dann kletterte er die Strickleiter hinauf, die zum Glück unversehrt war, und löschte den brennenden Baum. Mit dem letzten furchtbaren Schlage war die Wut des Wetters gebrochen. Rasch klärte sich der Himmel auf.

Jetzt stieg Robinson die Strickleiter wieder hinunter, brachte Feuer unter seinen Braten, der von gestern her noch am Spieße steckte, und drehte denselben fleißig. In Ermanglung von Salz begoß er ihn mit Seewasser. Als Robinson glaubte, der Braten sei gar, schnitt er sich ein tüchtiges Stück davon ab und aß. Wie herrlich das schmeckte! Freilich fühlte er wieder tief den Mangel an Brot. Aber der menschliche Geist ist sehr erfinderisch. Plötzlich fielen Robinson die Knollen ein, die er neulich in seiner Jagdtasche mit nach Hause gebracht hatte. Er holte sich einige davon und warf sie in die heiße Asche. Als er sie nach einer Viertelstunde wieder herausholte und kostete, wußte er, daß er damit einen vollkommenen Ersatz für Brot gefunden hatte.

Robinsons Mahlzeit war mit einem Dankgebet beendet, er erhob sich, um an die Arbeit zu gehen. Gar viel gab es

heute für ihn zu tun. Zuerst räumte er den Schutt aus seiner Höhle und wurde jetzt erst gewahr, daß dieselbe bedeutend geräumiger, größer und auch viel fester geworden war. Sie schien wie in den Felsen gehauen, aus einem einzigen Stück. Als er mit vieler Anstrengung und unter manchem Schweißtropfen, damit fertig geworden war, fiel es ihm ein, einen Herd zu bauen. Steine, Lehm und Kies gab es auf der Insel in Menge, nur das Herbeitragen war mühsam, aber die Arbeit schritt doch vorwärts. Während seine Hände beschäftigt waren, ruhte auch sein Geist nie. Er dachte jetzt nur immer daran, Verbesserungen in seinem Haushalte vorzunehmen und Vorräte für den Winter zu bekommen. Er erinnerte sich, im Haushalt seiner Mutter von geräuchertem Fleisch gehört zu haben. Konnte er nicht ebenfalls einen Versuch zum Räuchern machen, er hatte ja jetzt Feuer, er wußte auch jetzt, daß es auf der Insel Wild in Menge gab. Er wollte davon noch manches Stück erlegen, denn er brauchte Felle zu seiner Kleidung. Von dem zuerst getöteten Lama hatte er den größten Teil wegwerfen müssen, da es in der Sonnenglut verdorben war. Nun konnte er das für ihn so kostbare Fleisch durch Räuchern auf lange Zeit erhalten.

Robinson begann also sofort damit, sich eine Räucherkammer zu bauen. Er führte zu diesem Zwecke neben seinem Herde eine Art Schornstein auf, legte in gewissen Zwischenräumen junge Ebenholzstämmchen hindurch, um später das Fleisch daran hängen zu können, und war so fleißig dabei, daß der Abend herankam, ehe er es sich versah. —

Zehntes Kapitel.

Robinson entdeckt Salz und vergrößert seinen Hausstand.

Nach einem solchen ereignisvollen Tage hatte Robinson die Nachtruhe wohl verdient, aber die Sorge, daß sein geliebtes Feuer verlöschen könne, ließ ihn kaum schlafen. Er war wieder sehr früh auf und beschloß, da sein Fleisch alle war, wieder auf die Jagd zu gehen. Er wurde auch bald mehrerer Lamas ansichtig und zielte auf ein Stück, aber sein Pfeil schwirrte vorüber, erschreckt stob die Herde davon und verschwand hinter einem dichten Gebüsch. Robinson hatte bemerkt, daß die Tiere schon öfter nach der nämlichen Richtung geflohen waren. Er beschloß, sich das gleich zunutze zu machen, dort eine Grube zu graben und auf diese Art eins oder mehrere der Tiere zu fangen.

Er fertigte sich also einen Spaten, indem er einen spitzen Stein mit einem Bindfaden an einem derben Stiele befestigte, und grub nun fleißig darauflos. Als die Grube ihm tief genug schien, bedeckte er sie mit Zweigen und nahm sich vor, morgen in aller Frühe nachzusehen, ob sich wohl ein Tier gefangen habe. Da er Hunger verspürte, ging er zum Strande hinab, um sich einige Austern zu suchen.

Als er an den Strand hinabkam, war gerade die Zeit der tiefsten Ebbe. Da gewahrte er eine Landzunge, die sich weit in das Meer hinein erstreckte, und die er noch nie zuvor gesehen hatte. Sie wimmelte von Seetieren aller Art, auch Austern gab es in Fülle; indes nahm Robinson nicht mehr mit

sich, als er an einem Tage verzehren konnte, da er schon die Erfahrung gemacht hatte, daß alles leicht schlecht wurde.

Doch noch einen bessern Fang machte er heute. Er sah eine große Schildkröte sich breit am Strande sonnen, schlich hinzu und warf sie plötzlich auf den Rücken. Nun konnte sie nicht mehr entwischen und wurde rasch von Robinson getötet.

Er hatte so abermals Abwechselung in seinen Speisen, denn daß das Fleisch der Schildkröten nahrhaft sei, auch herrlich schmecke, wußte er wohl.

Noch eine andere unschätzbare Entdeckung machte Robinson an diesem Tage. In einem Geklüft im Felsen dicht am Meere sah er etwas Weißes blinken. Als er näher hinzukam, erkannte er, daß es Salz sei. Man kann sich Robinsons Freude bei diesem Anblicke denken. Er steckte sich auch gleich alle Taschen voll. „Gewiß,“ dachte er, „hat hier Meerwasser gestanden, ist dann verdunstet, und das Salz ist davon zurückgeblieben.“

Zu seiner Abendmahlzeit briet er sich ein Stück von der Schildkröte; das Uebrige salzte er ein, indem er die Schildkrötenschale als Mulde gebrauchte, um es dann zu räuchern.

Der andere Tag fand Robinson schon wieder sehr früh bei der Arbeit. Er hatte in seiner Grube einige Lamas gefangen, sie getötet und nach Hause getragen. Da gab es vollauf zu tun. Die Häute wurden zum Trocknen aufgehängt, das Fleisch eingesalzen und geräuchert. Robinson mußte ja doch, wie er meinte, Vorräte für den Winter sammeln. Für sein Leben gern hätte er auch ein leibhaftes Wesen um sich gehabt, und wäre es auch nur ein unvernünftiges Tier. Aber wie sollte er dazu gelangen? Doch auch hier wurde sein Wunsch erfüllt, ehe er es sich dachte.

Eines Tages befand sich Robinson auf der Jagd und wurde bald einiger Lamas ansichtig. Diese klugen Tiere, die

3*

anfangs ganz zutraulich gewesen, hatten Robinson schon als Feind kennen gelernt und flohen eiligst davon.

Da sandte Robinson der fliehenden Herde einen Pfeil nach. Der Pfeil traf ein Mutterlama am rechten Vorderfuß. Es brach in die Knie und blieb liegen. Sogleich kamen zwei junge Lämmer aus der Herde herangesprungen und blieben kläglich blökend bei der Mutter stehen. Robinson, der schon einen Strick bereithielt, eilte herbei, schlang dem Lama den Strick um den Hals, half ihm auf die Füße und führte es, so gut es gehen wollte, nach seiner Wohnung. Hier band er es an einen Baum, untersuchte die Wunde, wusch und kühlte sie mit kaltem Wasser und wiederholte das von Zeit zu Zeit. Das Tier schien zu verstehen, daß Robinson nur sein Bestes wolle, und die kleinen Lämmchen, die freiwillig gefolgt waren, standen dabei und sahen neugierig zu.

Gar zu gern hätte er die Tiere innerhalb seines Walles gehabt, aber wie sollte er sie dahin bringen? Sie konnten doch nicht gleich ihm an der Strickleiter hinüberklettern. Ebensowenig ging es an, sie an Stricken hinüberzuziehen; er hätte fürchten müssen, sie zu erwürgen.

Also was war zu tun, damit die Tiere doch in seiner Nähe wären? Einige Augenblicke dachte Robinson nach.

„Halt! ich hab's!“ rief er plötzlich. „Ich reiße ein Stückchen von meinem Walle ein und rücke ihn etwas weiter hinaus, um so Raum für einen Stall zu gewinnen.“ Zugleich fiel ihm ein, daß er eine Kaktusart, die sechs Fuß hohe Fackeldistel, auf der Insel gesehen hatte. Die wollte er ausgraben und hierher verpflanzen. Sie würde bald eine dichte, undurchdringliche Hecke bilden, und er würde rascher damit fertig sein als mit seinem ersten Wall.

Gedacht, getan. Er eilte mit seinem Spaten nach der Stelle, wo die Pflanzen wuchsen, und fing an sie auszugraben.

Die Arbeit war keineswegs so leicht, wie er es sich gedacht, aber nach anderthalb Tagen war sie doch vollendet. Sogar eine Tür hatte er in der neuen Umhegung angebracht und zwar so geschickt, daß nur Robinson wußte, wo sie sich befand. Er hatte zwei Pfähle lose eingesetzt und an jeden derselben eine Zackeldistel gebunden; wollte er nun den Eingang benutzen, so brauchte er nur die Pfähle auszuheben. Auf diese Weise war es ihm auch möglich, seine Lamas, die jetzt innerhalb der Umzäunung waren, herein und hinauszulassen.

Das Lama war nach einigen Tagen vollständig wieder hergestellt. Robinson hatte es heute zum ersten Male gemolken und dachte schon an Butter- und Käsebereitung. Es war ihm gelungen, mittelst Schlingen noch mehr Lamas einzufangen, seine Herde bestand bereits aus fünf Stück, darunter ein Bock, zwei Lämmchen und zwei Muttertiere.

Elftes Kapitel.

Erdbeben und feuerspeiende Berge. Robinson bekommt einen Keller.

Immer noch glaubte Robinson, er müsse einen ebensolchen Winter durchmachen wie wir im nördlichen Europa. Er räucherte Fleisch, sammelte Holz für sich und bereitete Heu für seine Lamas, das er in einem Schober aufbaute, ganz so wie er es in Deutschland gesehen hatte.

Bis jetzt hatten seine Lamas im Freien übernachtet, aber nun baute er einen Stall für sie, da er ja noch immer mit einem baldigen Eintritt winterlicher Witterung rechnete. Er rammte Pfähle dicht nebeneinander in den Erdboden und durchflocht diese mit Weidenruten. Das Dach bildeten dichte Zweige.

So stellte er für die Tiere ein schützendes Obdach her. Recht ermüdet von solcher Arbeit, hatte Robinson sein Lager aufgesucht und schlief auch bald fest ein. Da war es ihm plötzlich, als werde sein Kopf etwas in die Höhe gehoben. Erschreckt fuhr er aus dem Schlafe empor. Noch schaute er ganz verwundert um sich her, als er deutlich fühlte, daß der Boden sich unter ihm bewege. Zu gleicher Zeit hörte er ein unterirdisches Rollen, als wenn viele Gewitter zu gleicher Zeit im Innern der Erde losbrächen. Es war ein Erdbeben.

Entsetzt sprang Robinson, der sich in seiner Höhle nicht mehr sicher glaubte, auf und floh einem nahe gelegenen Berge zu. Seine Herde rannte hinter ihm her.

Nun erhob sich ein heulender Sturmwind, der die stärksten Bäume wie dünnes Rohr knickte und das Meer bis in den tiefsten Abgrund aufwühlte. Mit lautem Krachen tat sich der Berg auf, nach dem Robinson hatte fliehen wollen, und seinem Gipfel entstiegen dichte Massen von Rauch und Flammen; glühende Asche und Steine wurden hoch emporgeschleudert, und an den Seiten floß eine feurige Masse herab, die man Lava nennt.

Voll Todesangst wußte Robinson kaum, nach welcher Richtung er sich wenden sollte, überall drohte Vernichtung und Verderben. Ganze Wassermassen stürzten aus den dunklen Wolken hernieder, und Robinson war bald bis auf die Haut durchnäßt, trotzdem er hinter einem dichten Gebüsch Schutz suchte. Was aus seinen Lamas geworden war, wußte er nicht, er hatte sie aus den Augen verloren und konnte nicht ohne Betrübnis daran denken, daß sie jedenfalls umgekommen seien.

Rasch, wie das Unwetter gekommen, verzog es sich auch wieder, aber grauenvoll sah es auf der Insel aus. Ueberall versperrten gestürzte Riesenbäume ihm den Weg, mächtige Felsen, die gestern noch gen Himmel emporragten, lagen zer-

bröckelt am Boden. Voll Grauen sah es Robinson. Wie würde er seinen Hof, seine Höhle wiederfinden, gewiß war alles zerstört. „O, ich armer, elender Mensch!“ rief er aus und rang verzweiflungsvoll die Hände, „was hilft mir nun all' meine Arbeit? Soll ich von neuem anfangen?“

Ganz in solche trüben Gedanken versunken, schritt er langsam seiner Wohnung zu. Er dachte nicht daran, Gott für Erhaltung seines Lebens zu danken. Er haderte mit der Vorsehung, die doch alles gut und weise lenkt.

Aber wie verwunderte er sich, als er vor seiner Wohnung stand und hier fast gar keine Verwüstung entdecken konnte! Seine Höhle war unversehrt; nur der danebenliegende Felsen schien seine Form verändert zu haben.

In der Tat war durch die Erderschütterung eine Zerklüftung des Felsens und so eine zweite kleinere Höhle entstanden, was Robinson gleich auf den Gedanken brachte, sie als Keller und Vorratsraum zu benutzen.

Indem Robinson über einige Felsstücke kletterte, die in seinem Wege lagen, kamen ihm seine Lamas entgegengesprungen. Die treuen Tiere schienen sich zu freuen, ihren Herrn wiederzusehen, sie drängten sich dicht an ihn heran und leckten ihm die Hände.

Bei diesem Anblick netzten Tränen des Dankes und der Reue Robinsons Augen. „O, wie gut, wie barmherzig ist doch unser Gott!“ rief er aus. „Und wie habe ich ihn jetzt eben noch beleidigt durch meinen Kleinmut und meine Verzagtheit!“

Zwölftes Kapitel.

Die Regenzeit.
Robinson verfertigt sich allerlei Hausgerät.

Der Oktober war schon zu Ende, aber immer wollte der Winter sich noch nicht sehen lassen. Jeden Abend, wenn sich Robinson niederlegte, glaubte er am andern Morgen früh beim Erwachen rings herum alles in einen weißen Schneemantel gehüllt zu erblicken.

Schnee kam nun freilich nicht, dafür trat aber ein Regenwetter ein, wie Robinson solches noch nicht erlebt. Die ganze Luft schien in ein Meer verwandelt. Nicht in Tropfen, sondern in ganzen Wassergarben floß der Regen hernieder. Und das dauerte tagelang. Während dieser Zeit war Robinson wie ein Gefangener in seiner Höhle. Selten setzte der Regen einmal aus. Diese Zeit benutzte Robinson, um Wasser zu holen und seine Lamas zu versorgen.

Während ihn nun so der Regen in seiner Höhle festhielt, sann er auf allerlei Mittel, sich die Zeit zu vertreiben, sowie mancherlei Gegenstände anzufertigen, die er in seinem Haushalte sehr gut gebrauchen konnte.

So dachte er jetzt daran, sich einige Körbe zu flechten. Aber wenn er nur gewußt hätte, wie man das macht! Er hatte ja nie bei einem Korbmacher zugesehen. Trotz Regen und Wind hatte er sich indes Ruten verschafft und ging nun frisch an die Arbeit. Wie oft mußte er mit seinem steinernen Messer schneiden, um die Stäbe zu spitzen, über welche die Weiden geflochten werden sollten! Aber Robinson zwang sich zur Ruhe und Geduld. Und so hatte er denn endlich die Freude, etwas

Korbähnliches zustande zu bringen, das seinen bescheidenen Ansprüchen vollkommen genügte.
sich nun auch als Töpfer versuchen. Wenn er einige Töpfe

War es Robinson als Korbmacher geglückt, so wollte er in seinem Haushalte hätte, könnte er seine Milch aufbewahren, sich auch endlich einmal eine warme Suppe kochen. Nicht nur Töpfe, auch eine Lampe wollte er anfertigen, dann brauchte er in diesen traurigen Regentagen doch nicht so lange im Finstern zu sitzen.

Trotzdem der Regen noch immer herabströmte, holte sich Robinson Tonerde nach seiner Höhle und machte sich sogleich ans Werk.

Einen Topf zu fertigen, war für Robinson viel schwieriger, als einen Korb zu flechten. Er besaß ja keine Drehscheibe, wie die Töpfer sie haben, ja überhaupt kein Handwerkszeug. Aber Robinson hatte mit nur wenigen Hilfsmitteln schon so viel fertig gebracht, daß er auch diesmal sich durch viele mißlungene Versuche nicht zurückschrecken ließ.

Er formte Töpfe, Tiegel, Schüsseln von verschiedener Größe, auch eine Lampe. Was ihm nicht gefiel, zerbrach er gleich wieder und fuhr so in seinen Versuchen fort, bis es gelang. Bei dieser Beschäftigung gingen mehrere Tage dahin; endlich war alles wohlgeraten, Robinson konnte mit seiner Arbeit zufrieden sein. Er setzte nun alle Geräte auf den Herd in die Nähe des Feuers, damit sie gut austrockneten, und sann auf neue Arbeit.

Er entschied sich jetzt dafür, ein Fischnetz zu fertigen. Durch Geduld und Nachdenken kam er auch damit zustande Mit Hilfe seines steinernen Messers schnitzte er sich eine Netznadel von Holz, und es gelang ihm vortrefflich, feste Knoten zu schürzen.

Inzwischen schienen auch seine Töpfe, Tiegel und Pfannen genug ausgetrocknet zu sein, und Robinson glaubte, sie nun gebrauchen zu können. Zuerst kam einer der neuen Tiegel an die Reihe. Robinson tat Fett von den geschlachteten Lamas hinein, um es zu zerschmelzen und auf der Lampe als Oel zu verbrennen.

Aber o weh! Das Fett zerschmolz, sickerte durch den Boden hindurch und drang an der Außenseite des Tiegels wieder heraus. Das war verdrießlich. Robinson hatte jedenfalls bei seiner Töpferei einen großen Fehler gemacht. Aber welchen? Nachdenklich rieb er sich die Stirn.

Sollten die Töpfe nicht genug ausgetrocknet sein? Wohl möglich; sie hatten ja nur in der Nähe des Feuers gestanden; wahrscheinlich mußten sie im Feuer glühend gemacht werden! „Ich will's versuchen," dachte Robinson, machte auf seinem Herde ein tüchtiges Feuer und hielt den Tiegel mitten hinein. „Knack!" ging es da. Der Tiegel war zersprungen. „So geht es nicht!" dachte Robinson. „Aber wie machen sie es denn nur in Europa, daß die Töpfe fest werden, sogar eine Glasur bekommen? Ich werde sie nicht mit einemmal der Hitze aussetzen, sondern sie nach und nach heiß werden lassen!"

Damit hatte Robinson zwar das Richtige getroffen, aber eine Glasur bekamen die Töpfe nicht, bis auf einen. Darüber neues, großes Erstaunen. Endlich besann sich Robinson, daß er in diesem Topfe Salz aufbewahrt hatte. Davon war gewiß etwas zurückgeblieben, war durch die Hitze zerschmolzen und hatte die Glasur hervorgebracht. Der Topf war aber auch dadurch so fest geworden, daß nicht ein einziges Tröpfchen Wasser hindurchging.

Nun war Robinson hinter das Geheimnis gekommen. Er brauchte nur Salz über die Töpfe zu streuen, bevor er sie

im Feuer brannte, und sie bekammen die schönste Glasur und wurden dicht.

Später, nach der Regenzeit, baute Robinson einen Schmelzofen, und es gelang ihm vortrefflich, darin brauchbares Geschirr zu fertigen.

Nach etwa sechs Wochen setzte mit einemmal der Regen aus. „Nun wird wohl der Winter kommen," dachte Robinson; es ist ganz so wie bei mir zu Hause, erst Regen, dann Schnee."

Aber der Winter kam nicht. Im Gegenteil. Blumen und Gräser sproßten aus der Erde hervor. An Gebüsch und Bäumen grünte und blühte es, Vögel durchschwirrten wieder lärmend die Luft, kurz, es war ganz so wie bei uns, wenn es Frühling wird. Robinson traute seinen Augen kaum. Also die Regenzeit war hier der Winter. Und er hatte sich so sehr davor gefürchtet!

Dreizehntes Kapitel.

Robinson wird krank.

Es traten nun wieder anhaltend schöne Tage ein. Sie waren für Robinson eine wahre Erquickung. Er hatte während der Regenzeit fürchterlich gelitten. Seine Kleider waren gar nicht mehr trocken geworden, und dabei wurden sie mit jedem Tage dünner und schadhafter. Wie oft waren sie auch an Dornen und Gestrüpp hängen geblieben und dadurch zerfetzt und zerrissen! Und er konnte sie nicht einmal mehr ausbessern, denn er hatte ja weder Tuch noch Nadel oder Zwirn. Das Regenwetter hatte auch die Vermehrung von allerhand Ungeziefer begünstigt. Dieses peinigte den armen Robinson

entsetzlich, hinderte ihn am Tage bei seiner Arbeit, störte ihn des Nachts im Schlafe. Die großen Mücken und Fliegen konnten mit ihren scharfen Stacheln seine dünnen Kleider leicht durchbohren. Robinson mußte also ernstlich darauf bedacht sein, sich einen neuen Anzug zu fertigen. Da überkam ihn einmal wieder rechte Trostlosigkeit über seine einsame Lage. Alles, was er brauchte, mußte er sich selbst ersinnen, sich selbst fertigen, er ganz allein. Indes, er hatte noch jede Arbeit glücklich zu Ende gebracht, die er sich einmal vorgenommen, auch hier würde ihm ein guter Gedanke kommen. Und ein guter Gedanke kam. Robinson hatte einen ganzen Vorrat von Lamafellen, diese würden sich wohl dazu eignen, ihm Schuhe, Strümpfe, Beinkleider und Jacken zu liefern.

Zuerst ging er daran, aus den Fellen mit seinem steinernen Messer Schuhe und Strümpfe zu schneiden. Das war mühsam genug, denn das Messer war nicht sehr scharf, und die Felle waren hart und trocken. Und zusammennähen konnte er die einzeln zugeschnittenen Teile auch nicht; er konnte nur Bindlöcher machen und sie mit Bindfaden zusammenschnüren.

Als er nach manchem sauern Schweißtropfen die Schuhe endlich fertig hatte und probierte, drückten sie überall und rieben ihm die Füße wund.

„So geht das nicht," dachte Robinson, „die Felle müssen weich und geschmeidig sein, wenn sie mir nützen sollen." Er erinnerte sich nun, daß die Gerber die Häute in das Wasser legen, ehe sie die Kürschner verarbeiten, und so trug denn Robinson die Lamafelle nach dem Meer hinab und ließ sie von Meerwasser bespülen, nachdem er sie am Strande gehörig befestigt hatte, daß sie nicht wegschwimmen konnten. Nachdem sie so einige Tage im Wasser gelegen, nahm sie Robinson wieder heraus und konnte jetzt mit seinem Steinmesser alle Fleischteile abschaben, die etwa noch daran hafteten.

Nun waren die Felle ganz weich und schmiegsam geworden; Robinson ließ sie an der Sonne trocknen und trug sie sodann hocherfreut nach seiner Höhle, wo er sich sogleich daran machte, sich eine Hose und eine Jacke zuzuschneiden.

Man kann sich denken, wieviel Kopfzerbrechen es dem armen Robinson verursachte, ein nur einigermaßen passendes Kleidungsstück zurechtzubringen. Tagelange Mühe kostete es, ehe er damit zustande kam.

Als er nun endlich einen Anzug, ganz aus Fellen, die rauhe Seite nach außen, fertig gebracht hatte, da sah er wunderlich genug aus, denn auch seinen Schirm hatte er jetzt mit Fellen überzogen, seine Mütze mit einem Nackenschirm ganz aus Fellen versehen. Zu diesem Anzug trug er ein steinernes Beil in einem Gürtel von Bindfaden, ein Bündel Pfeile auf dem Rücken, eine Jagdtasche an der Seite und Bogen und Spieß in der Hand.

Begleitet wurde er von seinem Lieblingslama, das ihm wie ein Hündchen folgte und das er zugleich als Lasttier benutzte. Robinson hatte zwei Körbe von gleicher Größe geflochten, diese hingen über dem Rücken des Lamas. Dahinein sammelte Robinson unterwegs alles, was ihm des Mitnehmens wert schien.

In diesem Anzuge würde Robinson in Europa gewiß Aufsehen erregt haben, aber dort auf seiner Insel war es ihm

eine herzliche Freude, es schon so weit gebracht zu haben. Verdankte er doch eine jede Verbesserung seiner Lage seinem eigenen Fleiß und Nachdenken, seiner eigenen Geschicklichkeit.

Eines Tages fühlte Robinson eine merkwürdige Mattigkeit in seinen Gliedern; sein ganzer Körper wurde von Frost geschüttelt, daß die Zähne aneinanderschlugen, während sein Kopf und seine Hände in Fieberhitze glühten. Er konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten, suchte deshalb sein Lager auf, deckte sich bis über die Ohren mit Fellen zu und hoffte, es würde rasch vorübergehen.

Aber sein Zustand verschlimmerte sich, es kam kein Schlaf in seine Augen, und dazu peinigte ihn der gräßlichste Durst. Da trat der Gedanke an seine Jugend, an sein Vaterhaus wieder recht lebhaft vor seine Seele. Wie hatten sich seine Eltern um ihn gesorgt und gebangt, wenn ihm einmal etwas fehlte! Die gute Mutter wich kaum von seinem Bett und las ihm jeden seiner Wünsche an den Augen ab. Und jetzt?

Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte holte er in einer Kokosschale Wasser, drückte etwas Zitronensaft hinein und netzte die trockenen Lippen. Dann setzte er die Schale neben sein Bett, um sie gleich bei der Hand zu haben. Das hatte ihn so angestrengt, daß er halb ohnmächtig wieder auf sein Lager sank. „O Gott!“ seufzte er und blickte verzweiflungsvoll gen Himmel, „du straffst den ungeratenen Sohn hart. Soll ich denn meine geliebten Eltern nie wiedersehen, sie nie mehr um Verzeihung bitten können? So soll ich hier einsam und verlassen sterben, und niemand ist da, um mir in meiner letzten Stunde beizustehen, niemand, der mir den Todesschweiß von der erkaltenden Stirn trocknet?“

Jetzt kamen schlimme Stunden für den armen Robinson. Bald durchschauerte Frost seine Glieder, und es war ihm unmöglich, sich zu erwärmen, bald überlief ihn die heißeste

Fieberglut. Dazu gesellten sich heftige Kopfschmerzen und raubten ihm jeden Schlaf.

Schon zwei Tage und Nächte dauerte dieser Zustand, und Robinson fühlte keine Besserung. Da glaubte er mit Bestimmtheit, den Tod erwarten zu können, und bereitete sich, vor seinen Gott zu treten.

Fromm faltete er die Hände und blieb lange im Gebet. Er dankte für die vielen Wohltaten, die ihm Gott erwiesen, empfahl seine Eltern dem göttlichen Schutz und bat um Vergebung seiner Sünden. Dann legte er sich zurecht und erwartete mit stiller Ergebung den Tod.

Immer heftiger schlug sein Puls, rascher und kürzer wurde der Atem, matt sank Robinsons Haupt zurück, und Bewußtlosigkeit umfing seine Sinne.

Vierzehntes Kapitel.

Robinsons Genesung. Neue Entdeckungen und Verbesserungen. Robinson fängt einen Papagei.

Robinson wußte nicht, wie lange er ohne Bewußtsein dagelegen hatte. Als er erwachte, drangen die Sonnenstrahlen freundlich in seine Höhle und besuchten ihn auf seinem Lager. Er mußte sehr lange geschlafen haben, fühlte sich aber um vieles wohler. Der Kopfschmerz peinigte ihn nicht mehr, desto mehr aber der größte Durst, gleichwohl fühlte er sich zu matt, um sich Wasser zu holen, denn seine Kokosschale war längst leer. Da bemerkte er sein Lieblingslama in der Höhle. Es schien seinen Herrn gesucht zu haben und schaute ihn an, als wollte es fragen: „Weshalb bekümmerst du dich gar nicht mehr um mich; wir waren doch sonst so gute Freunde?“

Ein Lockruf Robinsons brachte das treue Tier dem Lager ganz nahe, und nun begann Robinson es zu melken. O, wie labte die Milch den armen Verschmachteten! Aber die Arbeit des Melkens hatte ihn so angestrengt, daß er kraftlos auf sein Lager zurücksank und abermals in einen tiefen Schlaf verfiel.

Robinson schlief bis zum andern Morgen. Bei seinem Erwachen fühlte er, daß das Fieber ihn verlassen hatte, doch lähmte noch eine große Mattigkeit seine Glieder, aber er mußte versuchen aufzustehen, denn seine Lamas mußten versorgt werden. Zum Glück können diese Tiere ohne Nachteil für ihre Gesundheit längere Zeit das Wasser entbehren, und etwas Gras hatten sie sich während Robinsons Krankheit selbst gesucht. Auf einen Stock gestützt, bestellte Robinson seine Wirtschaft. Er holte Wasser, legte frisches Holz auf sein Feuer, molk, fütterte und tränkte die Lamas. Einen Teil der Milch genoß er zum Abendbrot, den andern Teil trug er in seinen Keller.

Von all diesen Anstrengungen erschöpft, suchte er bald wieder sein Lager auf und schlief die ganze Nacht hindurch, bis ihn die Morgensonne weckte.

Heute fühlte sich Robinson bedeutend kräftiger, auch der Appetit stellte sich wieder ein. Die Genesung schritt nun von Tag zu Tag vorwärts, und nach einigen Wochen war Robinson wieder so gesund wie je zuvor.

Wie schön kam ihm jetzt die Welt vor, als er zum ersten Male nach seiner Krankheit einen kleinen Spaziergang unternahm! Er wußte nicht, worüber er sich am meisten freuen sollte. Der Himmel war blau, die Bäume mit den herrlichsten Blüten und Früchten bedeckt, das Meer lag still und glänzend da. Aber vergebens strengte sich Robinson an, ein Segel zu entdecken, das näher und näher käme, um endlich an seiner Insel zu landen und ihn zu erlösen. Er war einsam, allein.

Da drängten sich schmeichelnd seine Lamas heran, die ihm jetzt immer folgten wie Hündchen, als ob sie ihn trösten wollten. Gerührt liebkoste er die treuen Tiere.

Bald fühlte sich Robinson wieder so kräftig, daß er eine neue Streiferei in das Innere seiner Insel antrat, die er noch lange nicht ihrer ganzen Ausdehnung nach kannte.

Da traf er denn noch manches ihm unbekannte Gewächs, von dem er sich einigen Nutzen versprach.

Vor allem fiel ihm ein Fruchtbaum auf, den er noch nie gesehen. Der Baum trug Nüsse, so groß wie die Kokosnüsse, doch hatten sie keine harte Schale. Robinson biß sogleich hinein und fand sie sehr wohlschmeckend. Es war der Brotfruchtbaum, dessen Früchte roh genießbar sind, aber auch, gequetscht und zu einem Teig geknetet, von den Wilden geröstet und als Brot verzehrt werden.

Der Baum war sehr alt und der Stamm deshalb beinahe ganz hohl, das brachte Robinson auf die kühne Idee, den Baum umzuhauen, ihn vollends auszuhöhlen und sich einen Kahn daraus zu fertigen. Vielleicht war es ihm möglich, das Festland zu erreichen, und so wieder unter Menschen zu kommen. Aber sollte er einen so nützlichen Baum verderben? Sollte er ihn aufs Geratewohl hin abhauen, nur um einen Versuch zu machen? Er erschrak fast bei diesem Gedanken und beschloß, sich die Sache noch einmal zu überlegen.

Bald fand Robinson noch einen ihm unbekannten Baum. Es hingen große Schoten daran, und als er eine davon pflückte und aufbrach, waren wohl an sechzig Bohnen darin, die Robinson aber durchaus nicht schmeckten. Dessenungeachtet nahm er einige davon mit. Es waren Kakaobohnen, die zur Bereitung der Schokolade dienen.

Robinson fand heute auch noch viele Maiskolben und Kartoffeln und trat mit reichen Vorräten versehen den Heimweg an.

Unterwegs fand Robinson noch ein Papageiennest und darin einen halbflüggen Papagei, der sich leicht fangen ließ. Ueber diesen Fang freute sich Robinson sehr, denn er hatte sich lange einen solchen Vogel gewünscht. Wenn er ihn abrichtete, ihn sprechen lehrte, hatte er wenigstens einen kleinen Ersatz für die menschliche Stimme.

Als Robinson nach Hause kam, bereitete er sich zuerst ein kräftiges Abendbrot. Er setzte ein tüchtiges Stück Rauchfleisch ans Feuer, in einem andern Topfe kochte er Kartoffeln, und nun hatte er auch keine Lust mehr, die Maiskörner roh zu verzehren wie in den ersten Tagen. Er suchte sie demnach auf andere Weise zu verwerten.

Zwischen zwei Steinen wurden die Körner zerquetscht. Um die Hülsen zu entfernen, gebrauchte Robinson das netzartige Gewebe, welches die äußere Kokosnußschale umgibt. Es eignete sich vortrefflich als Sieb. Die Hülsen blieben darin zurück, während das Mehl sich bequem hindurchstreichen ließ. So hatte Robinson das schönste Maismehl gewonnen. Es hatte ihn zwar viele Mühe gekostet, aber was hätte man wohl ohne Mühe?

Dieses Mehl mengte Robinson mit etwas Milch zu einem Teige und formte flache Kuchen daraus, die er auf dem Herde gar werden ließ, indem er sie erst auf einer, dann auf der anderen Seite buk. Unterdes waren auch Fleisch und Kartoffeln gar geworden, und so hielt Robinson eine vortreffliche Mahlzeit. Auch der Maiskuchen schmeckte herrlich, und zum Schluß trank er noch köstliche Lamamilch.

Längst schon hatte Robinson die Absicht, Butter zu machen. Zu diesem Zwecke hatte er Milch aufgestellt und

Rahm gewonnen. Er sammelte davon so viel als möglich und versuchte nun, Butter davon zu bereiten.

Ein hölzernes Butterfaß herzustellen, war ihm nicht möglich, er half sich aber wie immer nach seiner Art. Er tat den Rahm in einen großen Topf und deckte einen Deckel darauf, in dessen Mitte er ein Loch geschnitten hatte. Durch dieses Loch steckte er einen ziemlich dicken Stock und fuhr damit so lange in dem Rahm auf und nieder, bis sich die Butter von der Buttermilch geschieden hatte. Robinson nahm nun die Butter heraus, wusch sie einigemal in Wasser und mengte sie mit Salz. Das war eine Freude, als er sie kostete und für gut befand.

Robinson wollte sich nun auch als Fischer versuchen; er hatte bemerkt, wenn er zum Baden ging, was er täglich ein-, auch zweimal tat, daß an Fischen durchaus kein Mangel sei. So beschloß er denn, sich welche zu fangen und so in seine Kost abermals etwas Abwechslung zu bringen.

Robinson ging also zum Strande hinab und warf sein Netz aus, das er einst in der Regenzeit gefertigt hatte. Der Fang war überreichlich. Robinson mußte das Netz rasch wieder emporziehen, da einige Fäden rissen und schon mehrere Fische entschlüpft waren. Es blieben ihm aber doch noch genug. Einen Teil davon briet er sich in Butter, der andere Teil gab einige Tage später, in Salzwasser gekocht, eine herrliche Mahlzeit.

Robinson sann in seinem rastlosen Tätigkeitstrieb immer auf neue Arbeiten. Einen Tisch und Stuhl hatte er noch nicht, er nahm sich also vor, beides zu fertigen. Er dachte es sich so hübsch, seine Mahlzeiten wieder in bequemer Stellung verzehren zu können und, wenn nun wieder die längern Abende kämen, die brennende Lampe vor sich, bei irgendeiner Arbeit am Tische zu sitzen. Ein solcher war leicht hergestellt, obgleich

4*

Robinson keine Bretter hatte. Vier Pfähle in den Fußboden geschlagen, das waren die vier Füße, als Tischplatte diente ein großer dazu passender Stein.

Viel schwieriger war es, einen Stuhl zurechtzuzimmern, weil dieser versetzbar sein sollte und Robinson doch nur Werkzeug von Stein hatte.

Hierzu brauchte er mehrere Tage. Er schnitt sich die nötigen Pfähle zur Lehne und zu den Beinen, den Sitz gedachte er mit Weidenruten zu flechten, aber nun kam die Frage: wie sollte er die einzelnen Stäbe miteinander verbinden?

Indes durch Beharrlichkeit und Nachdenken kam er auch hier zum Ziele. Er holte sich einen der spitzesten Steine, die er finden konnte, und machte sich davon einen Bohrer. Den Stein befestigte er nämlich an einem Stäbchen, und an das andere Ende des Stäbchens band er einen Griff, um den Bohrer drehen zu können.

Nun fing er an zu bohren, mit aller Kraftanstrengung, lange und unermüdlich, als es auf einmal aus dem entstandenen Loche rauchte. Robinson bohrte unaufhörlich weiter, der Rauch mehrte sich, und plötzlich gab es sogar Funken. „Ah!" dachte Robinson, „da kenne ich ja mit einem Male das Geheimnis, wie die Wilden Feuer machen." Rasch nahm er dürren Bast, legte ihn auf das Bohrloch, blies kräftig und siehe da, plötzlich schlug ihm eine helle Flamme entgegen.

Wer war glücklicher als unser Robinson; er hatte eine unschätzbare Entdeckung gemacht. Nun konnte er sich wenigstens helfen, für den Fall, daß ihm sein kostbares Feuer verlöschen sollte.

Nach langer, mühevoller Arbeit hatte er auch seinen Stuhl vollendet und seine herzliche Freude daran.

Fünfzehntes Kapitel.

Robinson baut sich einen Kahn.

Nach und nach hatte sich auch Robinsons Herde ansehnlich vermehrt. Er hatte noch zu wiederholten Malen Lamas durch Schlingen und Fallgruben eingefangen, und außerdem hatten auch einige Mutterlamas junge Zicklein zur Welt gebracht. Wie entzückten die jungen Lämmchen, als sie größer wurden, Robinson durch ihre drolligen Kreuz- und Quersprünge. Er wurde nicht müde, ihnen zuzusehen, und da er ihnen auch immer das Futter mit der Hand reichte, wurden sie zuletzt so zahm, daß sie ihm, wie Hündchen, auf Schritt und Tritt folgten. Auch der Papagei war bald recht zahm geworden. Er konnte in kurzer Zeit vieles von dem nachsprechen, was Robinson ihm vorplauderte.

Robinsons Wirtschaft hatte sich also sehr vergrößert; er hatte jetzt so vielerlei zu tun, daß er oft eines über dem andern vergaß. Darum hielt er es für nötig, eine bestimmte Einteilung der Tagesstunden vorzunehmen.

Mit der Sonne stand er auf und verrichtete sein Morgengebet. Sodann melkte er seine Lamas, versorgte sie mit Wasser und Futter oder trieb sie zur Weide. Mit dieser Arbeit mochte wohl eine Stunde vergangen sein. Nun genoß er sein Frühstück, trank etwas Lamamilch dazu, dann ging er baden. Nach dem Bade besorgte er seinen Kalender und nahm alsdann seine gewöhnliche Tagesarbeit vor. Dabei blieb er, bis es Zeit war, für das Mittagessen zu sorgen. Nach der Mahlzeit ruhte er einige Stunden in seiner Höhle oder im Schatten eines Baumes, die Lamas um ihn herum, der

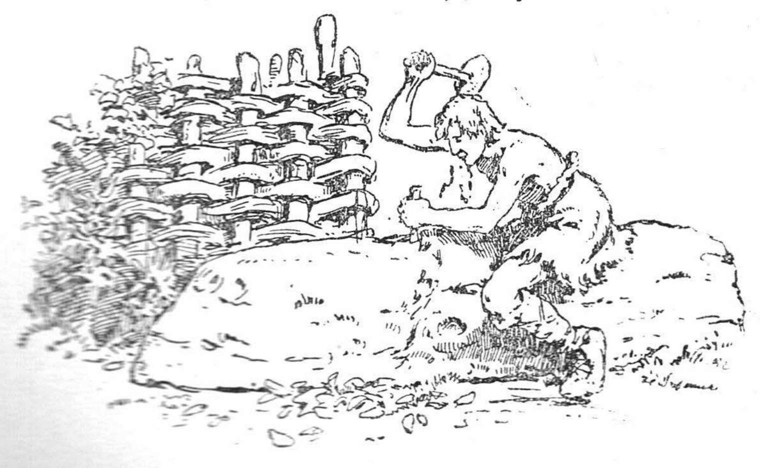
Papagei auf seiner Schulter. Da konnte er nun allerhand mit den Tieren reden und ihnen vorplaudern, als ob sie ihn verständen. Erst wenn die Sonne nicht mehr so heiß brannte, nahm Robinson seine Tagesarbeit wieder auf und arbeitete bis zum Abend; dann lockte er seine Lamas, die sich außerhalb des Geheges auf der Weide zerstreut hatten, melkte zum zweiten Male, besorgte sein Abendbrot und legte sich mit einem Nachtgebet zur Ruhe.

So ging sein Tagewerk flott vonstatten, und er fand bald Muße, wieder auf eine größere Arbeit zu sinnen.

„Solltest du es nicht doch versuchen," dachte er, „selbst etwas für deine Befreiung zu tun? Vielleicht gelingt es, aus jenem hohlen Baume, den ich neulich fand, einen Kahn zu fertigen und damit das Festland von Südamerika zu erreichen."

Wie lange hatte er nun schon vergeblich auf ein Schiff gewartet! Jahre waren verflossen, seitdem er hierher verschlagen worden war.

Nach langem Ueberlegen stand sein Entschluß fest; er wollte versuchen, wieder unter Menschen zu kommen und von



da nach seiner Heimat, zu seinen Eltern; der Baum sollte einen Kahn liefern.

Eifrig ging er an die Ausführung seines Vorhabens. Aber das war ein mühsames Werk. Hundert und aberhundert Hiebe mußte er mit seinem Steinbeil tun, ehe nur einige Splitter von dem Baume sich lösten, und Robinson sah bald ein, daß er Jahre zu dieser Arbeit brauchen würde. Viele würden dadurch den Mut verloren haben, aber Robinson arbeitete mit Ausdauer und Fleiß täglich mehrere Stunden daran. O, wie süß ruhte es sich nach solcher anstrengenden Arbeit.

Sechzehntes Kapitel.

Robinson findet die ersten Spuren von Wilden.

Robinson befand sich nun schon fünf Jahre auf der Insel, ohne daß irgend etwas Besonderes sein einsames, ruhiges Dahinleben gestört hätte. Ein Jahr hindurch war er täglich mehrere Stunden lang, mit dem Bau seines Kahnes beschäftigt gewesen. Er hatte den Stamm umgehauen, das Innere mit einem Feuerbrand vollends ausgehöhlt, aber doch fehlte noch viel, bevor Robinson ihn in das Wasser bringen konnte. Da war noch der Stamm von den Aesten zu reinigen, Mast, Segel, Steuer, Anker und Ruder zu fertigen, und das Schwerste bestand noch darin, den Kahn auf das Wasser zu schaffen, das viele hundert Schritt von dem Standorte des Baumes entfernt lag. Indes schreckte Robinson vor all diesen Hindernissen nicht zurück; er arbeitete wacker darauflos, ob es auch Jahr und Tag dauerte.

Eines Tages fiel ihm ein, daß er trotz seiner häufigen Streifereien doch eigentlich seine Insel noch sehr wenig kenne. Aus lauter Furchtsamkeit vor den Wilden hatte er bis jetzt nur einen kleinen Umkreis um seine Wohnung durchstreift. Robinson beschloß daher, wieder einmal eine größere Wanderung zu unternehmen, die mehrere Tage lang dauern sollte. Eines Morgens legte er seine Waffen an, bepackte sein Lama, das ihm als Lasttier diente, mit Lebensmitteln auf mehrere Tage und trat seine neue Entdeckungsreise an. Er schlug die Richtung nach Südwest ein, wohin er noch nie gekommen war, und erstaunte über die Schönheit und Fruchtbarkeit der Insel.

Besonders fiel ihm ein wunderbar schönes Tal auf. Ueberall sproßte und grünte die üppigste Pflanzenwelt. Mächtige Palmen und Fruchtbäume, die Robinson erst später kennen lernte, spendeten kühlen Schatten. Er fand bald, daß er sich in dem unfruchtbarsten Teile der Insel angesiedelt hatte. Munter floß ein silberheller Bach dem Meere zu, wohin auch Robinson jetzt seine Schritte lenkte. Er dachte eben darüber nach, ob er seinen Wohnsitz nicht hierher verlegen könne. Da stockte plötzlich sein Fuß, seine Blicke starrten entsetzt auf den Sandboden zu seinen Füßen.

Er sah vor sich die Spur eines menschlichen Fußes. Sie rührte von jemand her, der barfuß gegangen war, man sah ganz deutlich Zehen, Ballen und Ferse im Sande abgedrückt; nur ein Wilder konnte sie hinterlassen haben. Dieser Gedanke war es, der Robinson Entsetzen einflößte, seine Gedanken lähmte und ihm jegliche Besinnung raubte.

Die Wilden würden kommen, seine Anwesenheit entdecken, seine Vorräte und Herden rauben, ihn selbst abschlachten und auffressen. Solche verworrenen Gedanken durchkreuzten sein Hirn, Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, von namenloser Furcht gepackt, lief er davon, was er laufen

konnte. Bäume, Sträucher, alles hielt er in einiger Entfernung für Menschen, das geringste Geräusch jagte ihm neuen Schrecken ein.

Plötzlich stutzte er, und seine Furcht verwandelte sich in Grausen und Entsetzen. Er stand auf einem freien runden Platz, in dessen Mitte sich eine alte, ausgebrannte Feuerstelle befand. Auf diesem Platze lagen menschliche Gebeine: Hirnschalen, Hände und Füße, von denen das Fleisch abgenagt war.

Robinson war bei diesem gräßlichen Anblick nahe daran, vor Ekel und Abscheu umzusinken. Aber die Furcht hielt ihn aufrecht, und fast noch schneller, als vorher, rannte er weiter, kaum, daß sein treues Lama ihm folgen konnte. Vor Furcht ganz von Sinnen, hielt er die Tritte des ihm nachfolgenden Tieres für die Tritte eines Kannibalen und verdoppelte seine Geschwindigkeit. Nicht ein einziges Mal blickte er sich um, kopf- und ziellos rannte er weiter. Ja, noch mehr! Nach und nach warf er alles von sich, was ihn am Laufen hinderte: sein Beil, seine Pfeile, Bogen und Spieß: Gegenstände, die er zu seiner Verteidigung doch so notwendig brauchte, die er sich so mühsam hergestellt hatte.

Plötzlich hemmte neues Entsetzen, neues Grausen seinen flüchtigen Fuß. Er sah vor sich wieder solchen Schreckensort mit menschlichen Ueberresten, wie den, von welchem er eben entflohen war.

In seiner Hast und Ueberstürzung merkte Robinson es eben nicht, daß er sich im Kreise gedreht und dies derselbe Ort war, den er schon einmal gesehen. Sinnlos stürzte er weiter, bis er vor Erschöpfung zusammenbrach und bewußtlos liegen blieb. Das Lama lagerte sich zu seinen Füßen.

Als Robinson nach einiger Zeit die Augen wieder aufschlug, schien ihm alles nur ein böser Traum zu sein. Er erhob sich von der Erde und blickte wirr um sich; noch war er

nicht zu voller Besonnenheit und Geistesklarheit zurückgekehrt. Da fiel sein Blick auf das treue Lama und auf die Waffen, die er vorhin abgeworfen und die unweit von ihm im Grase lagen.

Jetzt kehrte ihm allmählich die Erinnerung zurück, aber auch so viel Besonnenheit, daß er die Waffen sofort wieder an sich nahm und sich auf den Weg nach Hause machte. Er war aber so erschöpft von seinem tollen Lauf, daß er nur langsam vorwärtskam. Der Abend brach herein, es wurde dunkel, und noch war Robinson über eine halbe Stunde von seiner Wohnung entfernt.

Er sah ein, daß er sie nicht mehr erreichen könne, da seine Füße ihm beinahe den Dienst versagten, und beschloß, in seiner Sommerwohnung zu übernachten, die sich in der Nähe befinden mußte. So nannte Robinson nämlich eine Laube, die er sich aus Baumzweigen gemacht hatte, um nach der Regenzeit hier die Nächte zuzubringen, weil er gefunden hatte, daß ihn hier die Moskitos weniger peinigten als in seiner Höhle. Außerdem hatte er dort in einem kleinen Gehege einen Teil seiner Herde untergebracht.

Wohl dachte Robinson an die Gefahr, der er sich aussetzte, wenn er in diesem ungeschützten Orte übernachtete, aber er konnte nicht weiter. Todmüde streckte er sich auf sein Lager, den Kopf voll schwerer, sorgenvoller Gedanken. Die schreckensvollen Ereignisse dieses Tages hielten den Schlummer fern vom Lager Robinsons, er verfiel nur in einen traumähnlichen Zustand zwischen Schlafen und Wachen.

Da hörte er plötzlich seinen Namen rufen wie vom Himmel herab. Erschreckt fuhr er in die Höhe und lauschte: „Robinson, armer Robinson, wo bist du gewesen? Robinson, wie kommst du hierher?“

Da überfiel Robinson wieder ein heftiger Schrecken, sein erster Gedanke war, seine Waffen an sich zu nehmen und zu

fliehen. Zu gleicher Zeit ließ sich die Stimme wieder hören, und jetzt siegte Robinsons Vernunft über seine Furcht. Er richtete die Augen nach dem Orte, woher die Stimme kam — da saß der zahme Papagei, sein „Papchen", auf einem Zweige der Laube und plauderte die Worte, die ihn sein Herr gelehrt. Das Tier hatte wahrscheinlich Langeweile gehabt und war von der Höhle nach der Sommerwohnung geflogen, vermutlich in der Voraussetzung, dort seinen Herrn zu finden.

Robinson lockte seinen gefiederten Freund, und flugs kam das zutrauliche, kleine Ding herabgeflogen und legte seinen Schnabel an Robinsons Wange, als ob es ihn begrüßen wolle.

Fast die ganze Nacht hindurch konnte Robinson keine Ruhe finden. Immer stand ihm der grauenvolle Ort, den er heute gesehen, vor Augen, und seine Einbildungskraft zauberte die schrecklichsten Bilder vor die geängstigte Seele. In dieser Nacht faßte er die törichtsten, unsinnigsten Entschlüsse. Er wollte alles vernichten, was den Wilden die Anwesenheit eines Menschen auf der Insel verraten könnte, seine Pflanzungen zerstören, seinen Herden die Freiheit geben und sich selbst in seine Höhle verkriechen.

Siebzehntes Kapitel.

Rettung eines Gefangenen durch Robinson. Besuch der Wilden.

Es war ein Glück für Robinson, daß er seine törichten Vorsätze nicht sofort ausführen konnte. Eine übertriebene Furcht hatte sie ihm eingegeben, während er sich ruhelos auf seinem Lager hin- und herwarf und sich sein Geist noch immer mit jenen gräßlichen Bildern beschäftigte, die ihm

heute so unvermutet in den Weg traten. Als der Tag anbrach, der lichte Morgen das Dunkel der Nacht verscheuchte, da sah er die Dinge von einer ganz andern Seite an. Er verwarf alle übereilten, unsinnigen Entschlüsse und überlegte mit Verstand und Einsehen, welche Vorsichtsmaßregeln er ergreifen sollte, um sich am zweckmäßigsten vor den Wilden zu schützen.

Er war nun schon lange Jahre auf der Insel und hatte erst jetzt die ersten Spuren von dem Leben und Treiben der Wilden entdeckt. Sie wußten sicherlich nichts von der Anwesenheit Robinsons auf der Insel, sonst hätten sie ihm gewiß schon längst einen unliebsamen Besuch abgestattet.

„Wie muß ich auch hier wieder die göttliche Vorsehung preisen," dachte Robinson, „die mich an der unfruchtbarsten Stelle der Insel stranden ließ. Wäre ich an der entgegengesetzten Küste an das Land geworfen worden, dann hätten mich diese Unmenschen wohl schon längst entdeckt, abgeschlachtet und verspeist. Der Gott, der mich bisher erhalten hat, wird mich auch ferner beschützen, nur muß ich das meinige dazu beitragen, mit Ruhe und Besonnenheit meine Vorkehrungen treffen und nicht gleich Mut und Geistesgegenwart verlieren."

Neu gestärkt durch Gottvertrauen, trat er den Weg zu seiner Wohnung an. Das erste, was er in Angriff nahm, war, vor seiner Burg einen kleinen Wald anzulegen, damit sein Wall nicht von ferne gesehen werden könne. Zu diesem Zweck pflanzte er wohl mehr als tausend Weidenschößlinge von der Art, die, wie er aus Erfahrung wußte, sehr rasch wuchs. Er pflanzte sie aber nicht etwa in Reihen, sondern mit Absicht recht durcheinander, damit das ganze nicht wie ein Werk von Menschenhänden aussehen, sondern den Eindruck erwecken sollte, als sei der Wald wild emporgewachsen.

Als diese Arbeit getan war, ging er daran, von seiner Höhle aus einen unterirdischen Gang nach der andern Seite des nicht sehr breiten Berges zu graben, um sich im Fall einer Belagerung dorthinaus retten zu können. Das war nun wieder ein langwieriges, mühsames Stück Arbeit und dauerte monatelang. Natürlich blieb während dieser Zeit der Kahnbau vollständig liegen.

Die ausgegrabene Erde schüttete Robinson noch an den Wall und erhielt dadurch eine doppelte Schutzmauer. Als er eines Tages wieder sehr eifrig grub, stieß er heftig auf etwas Hartes und hätte dabei beinahe seinen steinernen Spaten zerbrochen. Eifrig grub Robinson weiter und förderte bald einen großen Klumpen Gold zu Tage, aber verächtlich stieß er ihn in einen Winkel seiner Höhle, während er murmelte: „Da liege, du unbrauchbares Ding, und werde Eisen, alsdann will ich dich wieder ansehen."

Gern hätte Robinson auch den Bach durch seinen Hofraum geleitet, um im Fall einer Belagerung Wasser für sich und seine Lamas zu haben, aber diesen Plan mußte er zu seinem Bedauern aufgeben, denn die Arbeit überstieg seine Kräfte.

Wieder war beinahe ein Jahr dahingegangen, nichts hatte Robinsons Ruhe gestört. Die Arbeiten, die er zu seiner Sicherheit für nötig gehalten, waren vollendet, er beschloß, nun wieder zu dem Kahnbau zurückzukehren.

So machte er sich denn an einem schönen, warmen Morgen auf und war bald wieder fleißig an seinem Kahn beschäftigt. Es war ein prächtiger Tag. Die Blumen dufteten süß, buntschillernde Papageien flogen lärmend durch die Luft, während andere Vögel der verschiedensten Art bald mehr, bald weniger melodisch sangen. Die kleinen Brüllaffen ergötzten sich mit grotesken Sprüngen, und obgleich unserm Robinson

dies alles nichts Neues war, sah er doch dann und wann von seiner Arbeit empor und folgte mit Wohlgefallen den possierlichen Bewegungen dieser munteren Tiere.

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch etwas ganz anderes gefesselt. Nicht weit von ihm stieg eine Rauchsäule zum Himmel empor. Robinson war also nicht mehr allein, es waren Menschen in der Nähe. Diese Entdeckung jagte Robinson einen großen Schrecken ein, aber zu gleicher Zeit regte sich in ihm auch Neugierde, er beschloß, sogleich nach dem Berge hinter seiner Wohnung zu laufen und zu sehen, welche Bewandtnis es mit dieser Rauchsäule haben mochte.

Gedacht, getan. Aber wer beschreibt Robinsons Bestürzung, als er ein riesiges Feuer erblickte, um welches wohl an dreißig Wilde unter abscheulichen Gebärden und Grimassen einen Rundtanz hielten. Am Meeresufer lagen etwa fünf Kähne, mit denen die Wilden wohl von ihren Inseln herübergekommen waren.

Obgleich Robinson schon lange auf diesen Besuch vorbereitet war, so hätte er doch beinahe alle Besonnenheit verloren. Zur rechten Zeit indes erinnerte er sich noch, daß er ja in Gottes Schutz stehe; aus tiefstem Herzen stieg ein inniges Gebet um Beistand und Hilfe zum Himmel empor, und dadurch fühlte sich Robinson wunderbar gestärkt, sein Mut und seine Besonnenheit kehrten zurück, er faßte den männlichen Entschluß, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Er kletterte in seine Höhle hinab, legte alle seine Waffen an und stieg, so gerüstet, wieder zu seinem Beobachtungsposten empor. Mit Unwillen und Entsetzen sah Robinson, wie die Wilden jetzt zwei Gefangene aus den Kähnen herbeischleppten, den einen davon sogleich zu Boden schlugen, töteten und zur Mahlzeit zurichteten. Unterdessen stand der andere Gefangene ruhig da und schien darauf gefaßt, im nächsten Augen-

blick das Schicksal seines Unglücksgefährten zu teilen. Aber vorläufig hatten diese Unmenschen mit ihrem ersten Opfer genug zu tun und beachteten den andern gar nicht. Kaum hatte jener das bemerkt, als auch die Lust am Leben wieder in ihm erwachte. Mit gewaltiger Kraft sprengte er seine Fesseln und lief mit unglaublicher Schnelligkeit davon, gerade auf die Gegend zu, in welcher Robinsons Wohnung lag.

Als Robinson das sah, erschrak er tödlich, denn er glaubte nicht anders, als nun laufe der ganze Haufen Wilder hinterher, bei dieser Gelegenheit werde seine Wohnung entdeckt, und dann sei es um ihn geschehen.

Doch nur zwei verfolgten den Fliehenden, die andern ließen sich bei ihrem gräßlichen Mahle nicht stören. Der Flüchtling hatte indes seinen Verfolgern schon einen kleinen Vorsprung abgewonnen, denn er war ihnen an Schnelligkeit weit überlegen. Jetzt kam er an einen Meersarm. Flugs sprang er hinein und zerteilte, behende schwimmend, die Wogen. Im Nu erreichte er das andere Ufer und floh weiter landeinwärts. So kam er Robinson immer näher, stets mit den beiden Verfolgern hinter sich, die ebenfalls das Wasser durchschwommen hatten.

Robinson war schon lange mit Spannung dieser Menschenjagd gefolgt, bald kam für ihn die Zeit zum Handeln, denn er war fest entschlossen, den Wilden ihr Schlachtopfer zu entreißen, er fühlte sich von einem Mute beseelt, wie noch nie zuvor. Sein Auge glühte, sein Herz schwoll vor Kampfeslust, es drängte ihn, dem Unglücklichen beizuspringen. In einem Nu rannte er den Berg hinunter und stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, zwischen dem Verfolgten und seinen Verfolgern.

„Halt!“ rief er jenen mit lauter, donnernder Stimme zu und rannte mit voller Wut gegen den ersten der Verfolger,

dem er seine Lanze in den unbekleideten Körper stieß und ihn dadurch sofort zu Boden streckte.

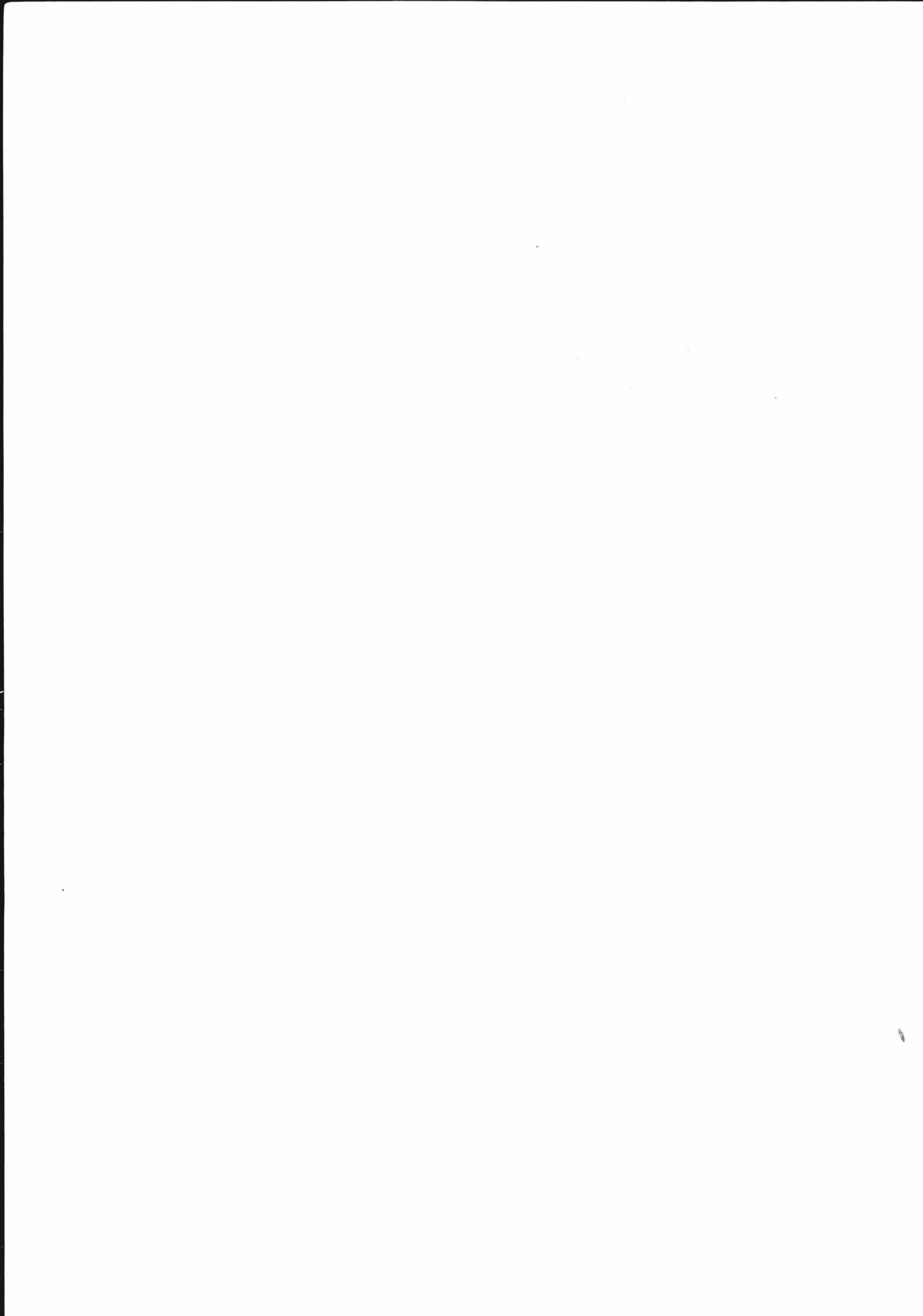
Zuerst stutzte der zweite der Verfolger bei dem unerwarteten Angriff, aber als er sah, was seinem Gefährten geschah, schoß er rasch nacheinander zwei Pfeile auf Robinson. Doch sie prallten an Robinsons Lederkleidung ab, ohne ihn zu verwunden. Robinson, ohne an die Gefahr zu denken, der er sich aussetzte, drang ohne Besinnen auch auf den zweiten Feind ein und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Stoß mit seinem Spieß, daß auch er ohne weitere Gegenwehr zu Boden fiel.

Nun erst hatte Robinson Zeit, sich um seinen Schützling zu bekümmern. Der arme Mensch war bei dem Anblick des ganz in Felle gekleideten Robinson sehr erschrocken. Er wußte ja nicht, daß Robinson zu seiner Rettung herbeigeeilt war, glaubte vielmehr, nun würde es auch ihm an das Leben gehen. Darum hob er bittend die Hände empor, rührte sich aber nicht von der Stelle.



Da erinnerte sich Robinson, daß die Wilden einen grünen Zweig in die Hand nehmen, um ihre friedlichen Gesinnungen auszudrücken; er brach also einen solchen ab, und als das der Wilde sah, näherte er sich langsam, mit demütiger, unterwürfiger Gebärde. Er kniete von Zeit zu Zeit nieder und sah





Robinson bittend an, dann warf er sich dicht vor diesem platt zur Erde und setzte dessen Fuß auf seinen Nacken, jedenfalls zum Zeichen, daß er Robinsons Sklave sein wolle.

Doch da regte sich plötzlich der eine der Feinde, den Robinsons Spieß zwar schwer, aber nicht tödlich verwundet hatte. Er fing an, Gras auszuraufen und es sich in die Wunde zu stopfen, um das Blut zu stillen. Robinsons Schützling sah es zuerst und machte seinen Retter darauf aufmerksam; zugleich zeigte er auf das Beil Robinsons und auf sich, um damit auszudrücken, er wolle dem Verwundeten den letzten Rest geben. Robinson sah diese Notwendigkeit ein, der Verwundete durfte nicht entkommen, denn er hätte ihnen die ganze Horde Wilder auf den Hals gehetzt. So gab er denn seinem Schutzbefohlenen das Beil, womit dieser den Verwundeten vollends tötete. Dann machte er sich mit unglaublicher Schnelligkeit daran, die beiden Toten an Ort und Stelle im Sande zu verscharren, und kehrte nun erst wieder zu Robinson zurück.

Robinson gab ihm seinen Beifall zu erkennen, dann schritt er voran seiner Wohnung zu, während der junge Fremde folgte.

Robinsons Lage war jetzt gefährlicher denn je; nichts war wahrscheinlicher, als daß die Wilden ihre Gefährten suchen würden. Bei ihrem Umherstreifen würden sie Robinsons Wohnung entdecken, und dann war es um ihn geschehen.

Robinson schauderte; indes stärkte der Gedanke an Gottes Schutz und Beistand seinen Mut wunderbar.

Als Robinson mit dem geretteten Wilden in seiner Wohnung angekommen war, gab er ihm zu verstehen, daß sie sich auf einen Ueberfall gefaßt machen müßten, und rüstete auch seinen Schützling mit Waffen aus. Der junge Mensch schien vollkommen zu begreifen, was Robinson meinte, denn sein Auge blitzte mutig, und stolz schwang er seinen Spieß.

Mehrere Stunden hatten sie regungslos auf der Wacht gestanden, sich durch Zunicken gegenseitig aufmunternd. Da hörten sie plötzlich von fernher wildes Geschrei, das näher und näher kam, und dem andere Schreie hie und da antworteten. Schon machten sich beide zum Kampfe fertig; sie spannten den Bogen und legten den Pfeil darauf, bereit, ihn auf den ersten Feind, der sich zeigen würde, abzuschießen. Aber nichts dergleichen geschah; das Geräusch wurde schwächer und schwächer, bis es sich endlich ganz in der Ferne verlor. Die Wilden hatten sich, ohne ihre Gefährten gefunden zu haben, von der Insel entfernt. Robinson sah von seinem Berge aus, wie sie sich einschifften, und atmete nun erst wieder frei auf.

Robinson kehrte zu seinem Gefährten zurück, und beide legten ihre Waffen ab, um ein kräftiges Abendessen zu verzehren, das Robinson auftrug.

Weil dieser denkwürdige Tag, an dem Robinson einen Freund und Gefährten gefunden hatte, ein Freitag war, so gab er dem geretteten Wilden den Namen „Freitag".

Nach dem Abendessen bereitete er dann für seinen Schützling im Keller ein Lager von Heu und weichen Fellen, denn er hielt es noch nicht für geraten, den Fremden, dessen Treue noch nicht erprobt war, mit in seine Höhle zu nehmen, und beide schliefen nach den Anstrengungen des Tages bis in den hellen Morgen.

Achtzehntes Kapitel.

Der junge Wilde.

Als Robinson am andern Morgen erwachte, erstieg er sogleich seinen Berg, von wo aus er die Insel weithin übersehen konnte. Er wollte sich Gewißheit verschaffen, ob auch keiner der Wilden zurückgeblieben sei oder sich etwa versteckt habe, denn noch immer war Vorsicht nötig. Robinson entdeckte indes nichts Verdächtiges und kehrte beruhigt nach seiner Wohnung zurück. Unterwegs kam ihm Freitag entgegen und bekundete wie tags zuvor durch Gebärden Unterwürfigkeit und Demut. Robinson hob ihn zwar freundlich auf, doch ließ er sich die Huldigung gefallen; er hatte sich überlegt, Freitags Treue und Anhänglichkeit erst zu prüfen, ehe er ihn als Freund behandelte.

Jetzt nahm sich Robinson auch erst Zeit, seinen Schützling genauer zu betrachten. Es war ein junger Mann von etwa 20 Jahren, schön gewachsen, und seine Glieder zeugten von Kraft und Behendigkeit. Sein Gesicht war wohlgebildet; er besaß kirschrote Lippen, blendend weiße Zähne und langes, glänzend schwarzes Haupthaar. In den Ohren trug er als Zierat allerlei Federn und Muscheln, worauf er nicht wenig stolz zu sein schien. Seine Hautfarbe war braun und am ganzen Körper mit bunten Strichen und Ringeln bemalt. Da Freitag ohne jegliche Bekleidung einherging, war es Robinsons vorzüglichste Sorge, ihm einen Anzug aus einigen Fellen zusammenzustellen, so gut dies in der Eile ging.

O, was machte Freitag für große Augen, als ihn Robinson mit nach seiner Höhle nahm! Solche bequeme, ordentliche

5*

Einrichtung hatte er sein Lebtag nicht gesehen. Freitag kam aus dem Staunen und Verwundern gar nicht heraus. Da es Zeit war, die Lamas zu melken, nahm ihn Robinson mit nach den Gehegen. Freitag hatte bisher keine Ahnung, daß es Tiere geben könne, deren Milch dem Menschen von großem Nutzen ist, aber er war ein sehr anstelliger Schüler und verstand bald das Melken ebenso gut wie sein Herr. Und mit welchem Wohlbehagen verzehrte er die Milch, die ihm Robinson zu kosten gab!

Nachdem das Melken beendet war, bekam Freitag ein großes Stück Pökelfleisch und ein Stück Brot zu essen. Das Fleisch schmeckte dem jungen Wilden ganz vorzüglich. Er aß es schnell auf und hatte das Brot allein noch übrig, das ihm durchaus nicht munden wollte. Robinson beachtete das gar nicht; ruhig aß er weiter, bald ein Stück Brot, bald ein Stück Fleisch; als das Freitag sah, schämte er sich und verzehrte nun auch sein Brot.

Lange hatte unserm Robinson kein Frühstück so gut geschmeckt wie dieses, welches er nach vielen Jahren der Einsamkeit, wieder in Gesellschaft eines menschlichen Gefährten genoß, dennoch überließ er sich nicht lange müßiger Ruhe, weil es ihn drängte, an den Strand hinab nach der Stelle zu gehen, an welcher die Wilden gestern ihr blutiges Fest gefeiert hatten, um zu sehen, ob denn diese Unmenschen wirklich die Insel verlassen hätten. Er machte Freitag durch Zeichen mit seinem Plane bekannt und fand ihn mutig und kampfbereit; beide versahen sich mit Waffen und machten sich auf den Weg. Da kamen sie an der Stelle vorüber, an welcher Freitag tags zuvor die beiden erschlagenen Feinde verscharrt hatte, und der junge Eingeborne zeigte nicht übel Lust, sie wieder auszugraben und ihr Fleisch zu verzehren, aber Robinson machte eine solche Gebärde des Zornes und Widerwillens, daß Frei-

tag dieselbe nicht mißverstehen konnte und augenblicklich von seinem Vorhaben abließ.

Ohne etwas Verdächtiges bemerkt zu haben, erreichten sie den Lagerplatz der Wilden. O, wie sah es da aus! Blutlachen bedeckten den Boden, Knochen und halb verzehrte Stücke Fleisch lagen umher, es war schauerlich!

Robinson befahl nun Freitag, eine Grube zu graben und die Ueberreste menschlicher Grausamkeit dahinein zu verscharren, und Freitag führte den Befehl sogleich aus.

Darüber waren mehrere Stunden vergangen, und man mußte für das Mittagessen sorgen. Robinson wollte gleich die Gelegenheit benutzen, um Freitag von seinem Appetit auf Menschenfleisch zu heilen. Er dachte, Schildkrötenfleisch schmeckt doch wohl besser als Menschenfleisch, ging also an den Strand hinab, tötete eine Schildkröte, und Freitag trug die Beute nach Hause.

Dort zerlegte Robinson unter Freitags Augen das Tier, setzte einen Topf mit Wasser an das Feuer und tat einige Stücke Fleisch nebst dem nötigen Salz hinein, während er in einem andern Topfe Kartoffeln kochen ließ.

Freitag machte bei all diesen Zurüstungen große Augen, denn vom Kochen hatte er keinen Begriff.

Aber als das Essen gar war und Robinson die Portionen einteilte, schmeckte es beiden ganz vortrefflich. Freitag wollte mit den Fingern essen, doch das litt Robinson nicht; er lehrte ihn mit großer Geduld den Gebrauch von Löffel, Messer und Gabel, die er sich einst selbst aus Holz geschnitzt hatte.

Den Nachmittag wandte Robinson dazu an, für Freitag Kleider zu nähen. Er hatte es jetzt schon ziemlich weit in der Schneiderkunst gebracht, darum wurde er auch bald mit Jacke und Beinkleidern fertig. Als nun aber Freitag die Kleidungsstücke anlegen wollte, stellte er sich außerordentlich ungeschickt

an. Robinson mußte herzlich lachen, als er sah, wie Freitag die Beinkleider verkehrt hielt und sich alle Mühe gab, mit den Füßen zuerst in die unteren Oeffnungen zu kriechen; ebenso kam es mit der Jacke, das weite Ende am Halse, das enge in der Taille. Da erbarmte sich denn endlich Robinson. Unter seinem Beistand gedieh die Sache bald zu einem glücklichen Ende, und Freitag war nun ebenso gekleidet wie sein Herr. Im Anfang freilich benahm er sich linkisch und schien seine frühere Gewandtheit und Behendigkeit ganz eingebüßt zu haben, doch gewöhnte er sich ziemlich schnell daran, weil er sah, daß Robinson es wünschte. Seine Anhänglichkeit und Treue für seinen Retter trat von Tag zu Tag immer mehr hervor. Robinson erkannte bald, daß in Freitags Herzen kein Falsch war; er gewann ihn darum von Tag zu Tag lieber und dankte Gott von ganzem Herzen, daß er ihm einen solchen treuen Kameraden beschert hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Gemeinschaftliche Unternehmungen. Robinson als Lehrer. Freitag entwickelt mancherlei Kunstfertigkeiten.

Robinson fühlte bald jedes Mißtrauen gegen Freitag schwinden. Er trug daher auch kein Bedenken mehr, ihn mit in seiner Höhle schlafen zu lassen. Wie hatte sich doch Robinsons Lage mit jedem Jahre gebessert! Küche und Keller waren jetzt immer sehr reichlich bestellt, und nun war er auch nicht mehr allein, er hatte einen menschlichen Gesellschafter. Er wäre auch ganz glücklich und zufrieden gewesen, hätte in ihm nicht die Furcht gelebt, daß eines Tages die Wilden wieder auf seiner Insel landen könnten, um ihn zu überfallen

Er wollte beizeiten seine Schutzmaßregeln treffen, jetzt hatte er ja einen Gehilfen, der ihn treulich und wirksam bei seinen Arbeiten unterstützen konnte. Rasch war ein Plan entworfen. Robinson wollte außerhalb der Baumwand rings um seine Wohnung herum einen tiefen, breiten Graben auswerfen, die ausgegrabene Erde sollte noch einen Wall bilden und außerdem die Außenseite des Grabens mit Palisaden befestigt werden.

In diesen Graben beschloß er die nahe Quelle zu leiten, um so für den Fall einer Belagerung auch mit Wasser versehen zu sein.

Es kostete etwas Mühe, um Freitag alles dies begreiflich zu machen; aber als er endlich wußte, was Robinson wünschte, da lief er eilig nach dem Gestade, um allerlei Werkzeuge zum Graben und Schaufeln, nämlich große Muscheln und scharfe, spitze Steine zu holen. Nun ging es frisch an die Arbeit. Es war ein riesiges Unternehmen. Der Graben hatte eine Länge von achtzig Fuß und wurde sechs Fuß tief und acht Fuß breit. Zu den Palisaden bedurfte man 400 Stück Pfähle. Welche Mühe und Geduld kostete es, diese alle mit dem steinernen Beile zuzuhauen!

Unsere beiden Inselbewohner gebrauchten beinahe vier Monate dazu, ehe sie fertig wurden. Glücklicherweise wehten während dieses Zeitraumes widrige Winde, die den Wilden eine Landung nicht gestatteten, Robinson also vor einem Ueberfall sicherten.

Während nun Robinson so arbeitete, war er bemüht, seinem Schützling nach und nach etwas von der deutschen Sprache beizubringen. Freitag war sehr gelehrig und brachte es bald so weit, daß er sich mit Robinson verständigen konnte. Welche neue Freude für diesen, als er zum ersten Male wieder die vertrauen Laute seiner Muttersprache von einer mensch-

lichen Stimme hörte! Was war dagegen das gedankenlose Nachplappern seines Papageies, das ihn doch anfangs so sehr entzückt hatte!

Auch mit der Lebensweise seines Herrn machte sich Freitag immer mehr vertraut, lernte alle Kochkünste Robinsons, desgleichen die häuslichen Arbeiten, sorgte für Holz, melkte die Lamas, kurz, tat alles mögliche, um seine Dankbarkeit zu beweisen.

Eines Tages rüsteten sich beide, um auf die Jagd zu gehen. Als aber Freitag Robinsons Pfeile sah, meinte er, sie gefielen ihm nicht. Damit eilte er fort und kehrte bald mit einem Bündel Rohr, einigen dünnen Holzstäbchen, etwas Baumwolle und einigen Federn zurück. Daraus fertigte er in kurzer Zeit sehr geschickt mehrere Pfeile und schoß gleich vor Robinsons Augen mit sicherer Hand einen Vogel aus der Luft herab.

Diese Geschicklichkeit Freitags bewährte sich auch auf der Jagd. Ja Robinson sollte noch mehr erstaunen, denn als man an einem Bache vorüberkam, in dem die Fische munter umherschwammen, wußte Freitag auch einige von diesen zu erlegen, so daß ihre Beute sehr reichlich ausfiel.

Auf diese Weise brachte Freitag seinem Herrn ganz andere Begriffe bei von sich und seinen Landsleuten, die Robinson bisher für unbrauchbare Menschen gehalten hatte.

Freitag war auch mit einem ausgezeichneten Gehör-, Geruchs- und Gesichtssinn begabt. Jeden Ton der Wildnis wußte er zu deuten, so bewies er Robinson zu wiederholten Malen, daß der Europäer sich doch in manchen Dingen mit einem Wilden nicht messen könne.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Tage der Regenzeit.

Robinson und Freitag hatten wohl auf mehrere Wochen Vorrat an Fleisch; allein wir wissen ja, daß die Hitze jener Gegend das Fleisch bald ungenießbar macht. Da war es denn Robinsons erste Sorge, alles schnell einzupökeln, damit nichts verderbe. Und um so mehr war er darauf bedacht, weil auch die Regenzeit nahe bevorstand, in der man nichts im Freien vornehmen, also auch nicht auf die Jagd gehen konnte. Freitag half seinem Freund und Gebieter treulich. Für ihn war alles, was Robinson vornahm, etwas Neues, nie Gesehenes. Drum wurde er auch nicht müde, zu fragen und sich belehren zu lassen.

Diese Lernbegierde Freitags machte Robinson unendlich viel Vergnügen; Freitag war überhaupt sehr lebhaft und hatte es auch in seinen sprachlichen Kenntnissen ziemlich weit gebracht. Und doch gab es noch viele Sachen, die Freitag zu wissen nötig waren. Da bot denn nun die Regenzeit die schönste Gelegenheit, zu lehren und zu lernen.

Wie war es doch jetzt so gemütlich in Robinsons Höhle! Draußen strömte stark und unaufhörlich der Regen herab. Da saßen sie beide, Robinson und Freitag am Tisch. Das Küchenfeuer wärmte den Raum behaglich; munter plauderten beide, scherzten und lachten. Freitag überraschte Robinson noch manchmal durch allerlei kleine Kunstfertigkeiten, wodurch diese Naturmenschen, seine Landsleute, ihre Lage verbessern. Robinson lernte ihm vieles ab, und so brachten beide manches zustande, was einem einzelnen nicht möglich gewesen wäre. Da

fühlten denn auch beide recht innig, daß der Mensch dazu bestimmt ist, in Geselligkeit und Freundschaft mit Seinesgleichen zu leben. Freitag verstand die Kunst, aus Baumbast ein Gewebe zu fertigen, so dicht und doch so leicht, daß man es zu Kleidungsstücken verarbeiten konnte. Das machte ihm Robinson nach und war herzlich froh, nicht mehr allein auf seine doch etwas unbequeme Bekleidung angewiesen zu sein. Ferner verstand Freitag, aus den Fasern, in welche die Kokosnüsse eingehüllt sind, und aus verschiedenen bastartigen Pflanzen Garne und Stricke zu drehen, die weit fester waren als diejenigen, welche Robinson hatte anfertigen können. Aus dem Garne konnte Freitag mit großem Geschick Fischnetze flechten. Das war dann wieder eine Arbeit, die beiden die langen Abende auf angenehme Weise kürzte.

Sie beschäftigten sich auch mit dem Auskörnen von Mais, welchen Robinson in großen Mengen erntete, da er eines seiner Hauptnahrungsmittel, das Brot, lieferte.

Bei allen diesen Arbeiten wurde der Sprach- und Religionsunterricht nicht vernachlässigt. Robinson war vor allen Dingen darauf bedacht, Freitags Begriffe zu klären und seinen Verstand zu bilden.

Der Eingeborene hörte stets mit großer Aufmerksamkeit zu und sagte oft, daß er sich glücklich schätze, aus seinem Vaterlande auf diese Insel geschleppt worden zu sein, denn hier habe er durch Robinson den lieben Gott kennen gelernt, von dem er sonst wohl niemals in diesem Leben gehört haben würde.

Von nun an verrichteten Robinson und Freitag ihr Gebet gemeinschaftlich, wurden auch von Tag zu Tag immer bessere Freunde. Beide lebten so vergnügt und glücklich, wie nur zwei von aller Gesellschaft abgeschlossene Menschen leben können.

Mit einem Male war der Frühling herangekommen, sie wußten selbst nicht wie! Den ersten schönen Tag benutzten Robinson und Freitag zu einem Ausgang ins Freie. Sie hatten eine Anhöhe erstiegen, von wo aus man weit in das Meer hinausschauen und auch einige fernliegende Inseln erkennen konnte.

Freitag blickte scharf nach jener Gegend hin, sie schien ihm bekannt vorzukommen. Auf einmal fing er an umherzutanzen und zu springen, die seltsamsten Bewegungen zu machen und allerhand Grimassen zu schneiden. Dabei rief er wiederholt: „Ei, ich lustig bin, lustig, dort meine Heimat ist! Dort drüben, wo Inseln liegen!" Und sein Auge glühte, sein ganzes Wesen verriet, daß er wohl gern wieder bei seinen Landsleuten gewesen wäre. Diese Beobachtung stimmte Robinson recht traurig, obgleich es ja sehr lobenswert von Freitag war, daß er seine Heimat liebte.

„Du möchtest also wieder ein Wilder werden und Menschenfleisch essen?" fragte Robinson.

„O nein, Herr! Freitag würde seinen Landsleuten erzählen, was er von dir gehört und gelernt hat. Er würde sagen: Lebt fromm, seid rechtschaffen, esset nicht das Fleisch von Menschen; esset nur Tiere und trinket ihre Milch."

„Sie würden nicht auf dich hören," warf Robinson ein; „sie würden dich wohl gar umbringen."

„O nein, das würden sie nicht tun. Meine Landsleute lernen gern; lernen viel von bärtige Männer. Schon manchmal ist ein Schiff an unserer Insel gescheitert, wir haben die Schiffbrüchigen immer freundlich aufgenommen, ihnen Speise und Trank gereicht, bis ein Schiff vorüberkam und sie wieder mit fortnahm."

„Aber ich denke, ihr eßt alle Fremden, die in eure Hände fallen?" fragte Robinson ganz verwundert.

„Wir verzehren nur das Fleisch unserer Kriegsgefangenen."

„Nun, so kehre doch wieder nach Hause zurück," meinte Robinson etwas kurz; „ich halte dich nicht." Da wurde Freitag mit einem Male ganz ernst und sah traurig vor sich nieder.

„Freitag, ich glaube gar, du weinst!" fragte Robinson.

„Ja, ich sehr traurig bin," antwortete Freitag unter Schluchzen, „weil du mich wegschicken willst."

Robinson hatte allerdings, als er so kurz antwortete, Freitags Treue auf die Probe stellen wollen; nun sah er aber zu seiner großen Befriedigung, daß der junge Wilde es doch nicht über das Herz brachte, ihn zu verlassen.

„Ich schicke dich ja nicht weg, Freitag," sagte er daher begütigend. „Du selbst wünschest doch zu deinem Volk zurückzukehren."

„Ja, aber du mit Freitag in Schiff zu seinen Landsleuten fahren."

„Das tue ich lieber nicht," sagte Robinson. „Eines Tages könnte es deinen Landsleuten einfallen, mich umzubringen. Aber hast du denn ein Schiff?"

„O, Freitag eins bauen kann; Freitag manchmal geholfen hat in seiner Heimat."

Blitzschnell schoß Robinson der Gedanke durch den Kopf, daß er mit Freitags Hilfe seinen Kahn vollenden könne, um nach dessen Heimatinsel überzufahren. Dort kamen öfter Schiffe vorbei, und vielleicht konnte er von dort aus Mittel und Wege finden, nach Europa zurückzukehren.

„Du mir nicht böse sein, Herr?" fragte Freitag jetzt, „du mich nicht wegschicken willst? Sonst ich lieber tot sein." Dabei riß er Robinson das Beil aus dem Gürtel und beugte seinen Kopf zum Zeichen, daß er sich ganz in Robinsons Hand gäbe.

Durch so viel Treue und Anhänglichkeit wurde Robinson bis zu Tränen gerührt. Innig schloß er Freitag in die Arme, nannte ihn seinen lieben Freund, seinen Bruder und versicherte ihm, daß nichts in der Welt sie trennen solle. Hierauf teilte er Freitag mit, daß er schon angefangen habe, einen Kahn zu bauen, den wollten sie nun zusammen fertigmachen, um alsdann eine gemeinschaftliche Fahrt auf dem Meere zu versuchen.

O, wie klopfte Robinsons Herz bei diesem Gedanken. Schon sah er sich im Geiste in einer Gegend landen, wo Europäer wohnten, sah sich auf einem Schiffe der Heimat zustreben, sah sich erlöst nach jahrelanger Einsamkeit! — Es wurde beschlossen, gleich am andern Tage mit dem Kahnbau wieder anzufangen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Kahn wird vollendet.
Erste Fahrt, die aber unglücklich ausfällt.

Der Himmel klärte sich immer mehr auf, die Stürme schwiegen, und die schweren Regenwolken zogen rasch vorüber. Es wehte eine reine, warme Frühlingsluft, die Robinson und Freitag mit Wonne einatmeten. Munter schritten sie beide dahin, der Stelle zu, an welcher Robinson nun schon viele Jahre lang an seinem Kahne gearbeitet hatte.

Freitag, als der Meister in der Schiffsbaukunst, fing an, überall am Kahne zu verbessern. Zuerst höhlte er ihn so geschickt und glatt mit Feuer aus, daß Robinsons einstige Leistung darin weit zurückstand. Die Bearbeitung der Außenseite kostete freilich wegen der mangelhaften Werkzeuge noch manche Zeit und Mühe, aber endlich kamen sie auch damit

zustande. Was Robinson allein entweder nie oder doch erst in vielen Jahren fertig gebracht hätte, das war durch Vereinigung mit den Kräften Freitags in einigen Monaten glücklich zu Ende geführt worden.

Hieraus erkannte Robinson recht deutlich, wie notwendig ein Mensch dem andern ist, und daß auch die Leistungen des geringsten Arbeiters zur allgemeinen Wohlfahrt unentbehrlich sind.

Es fehlten nun an dem Schiffe nur noch die Ruder und das Segel. Erstere wollte Robinson, letzteres Freitag fertigen, der sich, wie wir wissen, gar trefflich auf die Weberei verstand.

Bald war auch dies vollendet, und nun stand beiden noch eine recht mühevolle Arbeit bevor. Die Stelle, an der das Schiff gezimmert war, befand sich nämlich einige tausend Schritte vom Meeresufer entfernt, und so mußten die beiden Freunde es auf Walzen, aus Baumstämmen hergestellt, bis zum Wasser rollen.

Lustig schaukelte es sich endlich auf den blauen Fluten. Das Schiff sollte noch mit Proviant versehen werden, dann stand der Abfahrt nichts mehr im Wege. Robinson und Freitag schleppten Pökelfleisch, Maisbrote, Pisangs, Kokosnüsse und dergleichen herbei, soviel das Boot tragen konnte, fügten noch einige Krüge mit Trinkwasser hinzu, legten ihre Waffen in das Boot, und dann war man reisefertig.

Aber wohin nun eigentlich? — Freitag wollte zu seinem Volke und redete Robinson sehr zu, ihre Fahrt dorthin zu richten. Robinson indes trug großes Verlangen nach dem festen Lande von Amerika, wo er Spanier, Engländer oder andere Europäer zu finden hoffte. Freitags Vaterland war freilich nur etwa vier Meilen, das feste Land dagegen viel, viel weiter entfernt; eine Reise dorthin bot unendlich viel Schwierigkeiten, da weder Robinson noch Freitag die Meeresströmungen kannten. Zuletzt siegte Robinsons Sehnsucht, wie-

der unter die menschliche Gesellschaft zu kommen, über alle Bedenken, und es wurde beschlossen, den Lauf des Schiffes nach jener Gegend zu richten, in welcher man die Küste des Festlandes vermutete.

Man brauchte nur noch günstigen Wind abzuwarten, um sich einzuschiffen, und bald trat solcher ein. Freitag sprang sogleich in das Boot und fing an, mit vor Freude glänzenden Augen, ein Stückchen in das Meer hinauszurudern. Das ging so prächtig, daß er Robinson stolz zurief: „Wir weit damit fahren können, auch wenn großer Wind weht.“ Robinson überließ auf kurze Zeit Freitag sich selbst und ging noch einmal nach seiner Wohnung, um Abschied von seiner Ansiedlung zu nehmen, wie er glaubte, auf Nimmerwiedersehen.

Sinnend stand er da und überdachte noch einmal alles, was ihm im Laufe der Jahre hier begegnet war. Er mußte bekennen, daß Gottes Hand ihn wunderbar geführt hatte; vielen Gefahren, die ihn bedroht, war er glücklich entgangen, zuletzt hatte er sogar einen treuen Freund und Gefährten gefunden. Ein heißes Dankgebet stieg zum Himmel auf. Aber zugleich wurde sein Herz auch von unendlicher Wehmut erfüllt, es war so, als solle er sein Vaterland, seine besten Freunde verlassen. Er breitete die Arme aus, als wolle er alles umher noch einmal fest an das Herz schließen. Als er gar seine Lamas sah, die am Fuße des Berges weideten, da wäre er beinahe in seinem Entschluß abzureisen wankend geworden. Mit Gewalt riß er sich endlich von dem Anblick los und schlug den Weg zum Strande ein.

Solange er im Gehölz fortwanderte, hörte er immer etwas neben sich von Baum zu Baum flattern. In seine halb freudigen, halb wehmütigen Gedanken verloren, achtete er anfangs gar nicht darauf, als er aber endlich seine Augen erhob, da bemerkte er seinen Papagei, der ihm bis hierher gefolgt war.



„Willst du mit mir kommen, mein treues Papchen?“ rief Robinson erfreut und streckte seine Hand aus nach dem gefiederten Liebling. Sogleich flog Papchen herab, kletterte von der Hand auf seines Herrn Schulter und blieb da sitzen. In dieser Begleitung kam Robinson bei Freitag an, der ihn schon mit Ungeduld erwartete.

Sie stießen bei günstigem Winde vom Land ab in das Meer hinein, das manche Klippen, Untiefen und Strudel barg, die ihnen unbekannt waren. Bald gelangten sie auch an ein Riff, dessen Blöcke sich wohl über eine Meile weit hinein in das Meer erstreckten. Ueber sie hinwegzufahren, erschien unsern Freunden zu gefährlich, man mußte sie deshalb umschiffen.

Zu diesem Zweck gaben sie ihrem Schiff eine andere Richtung und hatten auch bald glücklich die äußerste Spitze des Riffs erreicht. Eben wollten sie es umschiffen, als mit einemmal ihr Schiff mit solch rasender Schnelligkeit abgetrieben wurde, als sei der ärgste Sturmwind hinter ihnen her. Beide sahen sich sprachlos vor Schrecken an, denn sie wurden

zu ihrem Entsetzen gewahr, daß sie sich in einer reißenden Meeresströmung befanden.

Mit übermenschlicher Kraft arbeiteten sie, um aus der gefährlichen Bahn herauszukommen. Umsonst! Wie ein Pfeil schoß ihr Boot dahin, bald hatten sie ihre Insel aus dem Gesicht verloren. Nun schien ihr Untergang gewiß, denn wie konnten sie die Insel ohne Kompaß wiederfinden? Sie wurden auf den weiten, weiten Ozean geschleudert!

Freitags Kräfte waren durch die ungeheure Anstrengung erschöpft; völlig mutlos legte er die Ruder nieder und sah seinen Herrn verzweiflungsvoll an. „Was nützt es," sprach er, „daß wir weiterarbeiten, wir kommen doch nicht mit dem Leben davon. Am besten wäre es, wir sprängen gleich ins Meer, ehe wir einen langsamen Hungertod sterben."

Aber da zeigte sich Robinsons festes Gottvertrauen und wahre Frömmigkeit im schönsten Lichte.

„Solange noch ein Fünkchen Leben in uns ist," antwortete er ruhig, „dürfen wir nicht verzagen. Ist es aber Gottes Wille, uns untergehen zu lassen, so können wir getrost und mit Zuversicht sterben, denn wir haben unsere Pflicht getan und werden eingehen zu Gottes Freuden. Gottes Wille, mein lieber Freitag, ist gut und weise, was er tut ist wohlgetan." Robinson hatte die letzten Worte mit erhöhter Stimme gesprochen, sein Auge leuchtete in Begeisterung, ohne daß er indes dabei die Hände müßig ruhen ließ.

Sein Beispiel spornte Freitag zu doppelter Anstrengung an. Beide ruderten rüstig und unverdrossen fort. Indes der Strom war zu gewaltig für ihren kleinen, leichten Kahn.

Doch es heißt mit Recht, wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Robinson hatte sich schon dareingeschickt, nicht mehr mit dem Leben davonzukommen; auch seine Kräfte fingen an zu erlahmen. Da erschien es ihm plötz-

lich, als ob die Schnelligkeit ihrer Fahrt sich etwas verminderе. Er entdeckte zu seiner unaussprechlichen Freude, daß sich der Strom auf der Stelle, wo sie eben waren, in zwei Arme teilte und ihr Kahn auf dem nach Süden fließenden fortgetrieben wurde, dadurch aber auch in ruhigeres Fahrwasser gelangte.

„Munter, Freitag!" rief er plötzlich ganz laut und lustig seinem Gefährten zu, „Gott will uns noch einmal das Leben schenken. Nur noch ein wenig Anstrengung und Geduld, und wir werden gerettet sein!"

Freitag, der nur noch mechanisch die Ruder auf- und niederbewegte, fühlte durch diesen freudigen Zuruf Robinsons seinen Mut von neuem belebt. Er strengte seine letzten Kräfte an, und bald gewahrten unsere Freunde, daß diesmal ihre Bemühungen nicht vergebens waren.

Im süßen Bewußtsein des neu geschenkten Lebens sprang Freitag jubelnd auf und fiel, vor Freude laut weinend, Robinson um den Hals. Doch dieser wehrte ihn sanft ab, weil noch mancherlei für sie zu tun übrigblieb, bevor sie ganz außer Gefahr waren. Gewohnt, auf alles zu achten, merkte er jetzt auch, daß der Wind ihnen wieder günstig stand, stellte seine Segel danach, und so glitten sie sanft und gemächlich dahin, ohne die Ruder gebrauchen zu müssen, und fanden Zeit, sich von der überstandenen Anstrengung einigermaßen zu erholen.

Ihre Hauptsorge war jetzt darauf gerichtet, ihre Insel wieder zu erreichen, die nur noch am äußersten Horizont als ganz kleiner, schwarzer Punkt zu sehen war. Sie hielten darauf zu, die Umrisse der Insel wurden immer größer, immer deutlicher, und bald konnten sie sogar schon die Spitzen der höchsten Berge erblicken.

„Rudere, mein lieber Freitag, rudere frisch drauflos!" rief Robinson fröhlich, „bald sind wir auf festem Lande, all

unsere Not hat alsdann ein Ende!" Aber er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als das Boot mit einem heftigen Ruck stillstand und beide Insassen der Länge nach auf den Boden stürzten. Zu gleicher Zeit fingen die Wellen an über Bord zu schlagen, der Kahn begann sich mit Wasser zu füllen.

In unbeschreiblicher Aufregung und Eile untersuchte Robinson den Grund des neuen Unglücks und entdeckte, daß sie auf einer Sandbank festsaßen. Er sah aber auch zu gleicher Zeit, daß das Wasser hier kaum eine halbe Elle tief war, deshalb entschloß er sich kurz, sprang mit Freitag über Bord, und beide schoben und hoben den Kahn, bis es ihnen gelang, ihn wieder flott zu machen und in tieferes Wasser zu bringen. Im Nu waren beide wieder eingestiegen, schöpften das Wasser aus, so gut es gehen wollte, zogen aber auch die Segel ein und beschlossen, sich nur noch der Ruder zu bedienen, um so den Kahn besser in der Gewalt zu haben. Sie fuhren jetzt sehr vorsichtig längs der Sandbank hin, und Robinson merkte, daß es dieselbe war, auf welcher vor Jahren das Schiff gestrandet war, auf dem er Schiffbruch erlitten hatte.

Noch stundenlang mußten sie mühevoll rudern, bis ihnen die Insel näher und näher kam. Als der letzte Sonnenstrahl den scheidenden Tag ankündigte, da betraten sie das feste Land. Sie waren zum Tode ermattet, aber doch unbeschreiblich glücklich über ihre wunderbare Rettung. Beide fielen, von einunddderselben Regung getrieben, am Strande nieder und dankten Gott inbrünstig für seine Hilfe. Dann zogen sie das Boot in eine sichere Bucht, und weil sie den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen hatten, verzehrten sie gleich am Strande einiges von den mitgenommenen Vorräten. Alles was sonst noch im Boote war, nahmen sie mit sich hinauf nach der Burg, dort suchten sie sofort ihr Lager auf.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

An Robinsons Insel strandet ein Schiff.

Am anderen Morgen waren unsere Freunde wieder frisch und munter und verzehrten wohlgemut ihr Frühstück.

„Würdest du dich wohl noch einmal mit mir hinauswagen auf das Meer?“ fragte Robinson.

„Nein, Herr, auf unbekanntes Wasser geht Freitag nicht wieder,“ war die Antwort.

„Aber du würdest mich begleiten, wenn ich nach deiner Heimat führe?“

„Ja, auf der Stelle, denn Freitag dann sehr glücklich sein. Freitag dorthin findet den Weg auf dem Meere in finsterer Nacht. O, wie würde ich mich freuen, meinen Vater wiederzusehen!“

Darauf erzählte er Robinson, daß er einem großen Indianerstamm angehöre, der gerade mit einem andern Krieg

führte. Sein Volk hatte die Schlacht, in welcher er seinen Feinden in die Hände gefallen war, gewonnen; nur er und drei andere waren gefangengenommen worden, als sie die Feinde zu hitzig verfolgt hatten. Freitag erzählte ferner, daß die Indianer die Gewohnheit hätten, ihre gefangenen Feinde auf unbewohnten Inseln zu schlachten und zu verzehren. Hierbei erfuhr nun Robinson auch, daß die Wilden immer nur an der südlichen Spitze der Insel zu landen pflegten, weil es dort Kokospalmen in Menge gab. Sie hielten dann auch nicht weiter Umschau auf der Insel, sondern schifften sich, nachdem sie ihr entsetzliches Mahl gehalten, sofort wieder ein.

Als Robinson das hörte, dankte er abermals in seinem Herzen dem allgütigen Gott, daß er ihn hatte an der nördlichen, unfruchtbaren Seite der Insel Schiffbruch leiden lassen, denn sonst wäre er wohl schon längst ein Raub der Wilden geworden.

Endlich wurde ein Tag bestimmt, an welchem man nach Freitags Insel fahren wollte, um dessen Vater zu holen. Leicht wurde unserm Robinson dieser Entschluß nicht, und öfter legte er sich die Frage vor: „Wie, wenn Freitags Landsleute dich dennoch als ihren Feind behandelten und du ein Opfer ihres abscheulichen Menschenhungers würdest?“ Er teilte diese Besorgnis auch seinem Freunde mit, doch Freitag versicherte, seine Landsleute töteten und verzehrten keinen Menschen als nur diejenigen, die sie in einem ihrer Kriege gefangengenommen hätten. Robinson hatte keine Veranlassung, Freitags Worten zu mißtrauen, und so entschied er denn, am andern Morgen in Gottes Namen die Fahrt anzutreten.

Bald war das Wetter günstig genug, um die Vorbereitungen zu der Reise, deren Dauer sie auf acht Tage berechneten, treffen zu können.

Am Abend vor dem geplanten Ausfluge gingen sie zeitiger als sonst zur Ruhe. Kaum aber mochten sie eine Stunde geschlafen haben, als sie durch ein so starkes Gewitter aufgeschreckt wurden, wie Robinson nur im ersten Jahre seines Aufenthalts auf der Insel erlebt hatte. Es folgte Schlag auf Schlag, der Sturmwind heulte fürchterlich, und der Regen ergoß sich in Strömen; Robinson glaubte nicht anders, als daß wieder ein Erdbeben einträte. Er fürchtete, seine Höhle könne einstürzen, und forderte daher Freitag auf, mit ihm ins Freie zu gehen, um nicht unter den Trümmern begraben zu werden.

Aber wohin sollten sie sich wenden? Ueberall drohte ihnen Gefahr. Unter den Bäumen durften sie nicht Schutz suchen, denn bald schlug der Blitz in diesen, bald in jenen, oder sie brachen von der Gewalt des Sturmwindes wie dünnes Rohr. Am besten war es noch, sich auf einen freien Platz niederzulegen und dort das Ende des Unwetters abzuwarten.

„O weh! Freitag,“ sagte Robinson, „wenn uns dieses Unwetter auf offenem Meere betroffen hätte! Gott möge allen gnädig sein, die jetzt mit Sturm und Wogen kämpfen!“ Robinson hatte dies kaum gesagt, da erdröhnte von der Seeseite her ein dumpfer Knall, dem ein donnerähnliches Rollen folgte. Robinson horchte hoch auf; glich doch dieses Geräusch genau dem fernen Schuß einer Kanone. „Da sind Menschen in Gefahr,“ rief er Freitag zu, „komm, laß uns eilen; wir wollen auf der Insel ein Feuer anzünden, um ihren Weg zu erleuchten.“ Zugleich sprang Robinson auf und lief nach der Höhle, um einen Feuerbrand und trockenes Holz zu holen.

Freitag meinte zwar, es wäre wohl nur eine neues Gewitter, indes lief er doch eilends seinem Herrn nach und schleppte gleich ihm Holz auf den Gipfel des Berges.

Aber das Feuer wollte vor Sturm und Regen nicht brennen. Kaum loderte die Flamme empor, so stürzte ein hef-

tiger Regenguß herab und löschte sie wieder, und Robinson mußte endlich tiefbetrübt von seinem Vorhaben abstehen.

Indes tobte das Unwetter mit ungeschwächter Heftigkeit die ganze Nacht hindurch. Robinson glaubte noch dann und wann einen Kanonenschuß zu vernehmen, war aber zuletzt selbst zweifelhaft, ob es nicht doch nur der Donner gewesen sei.

Gegen Morgen endlich verzog sich das Gewitter, und das erste, was Robinson tat, war, nach dem Strande hinabzueilen und zu sehen, ob da ein Schiff wäre. Ehe er aber sich weiter darnach umsehen konnte, machte er eine recht traurige Entdeckung. Der Sturm hatte nämlich seinen Kahn losgerissen und in das weite Weltmeer hinausgeschleudert. Das traf besonders den armen Freitag sehr schwer. Wie hatte er sich darauf gefreut, mit seinem Vater wieder vereinigt zu sein, nun war diese schöne Hoffnung vernichtet! Totenblaß stand er da, warf sich laut schluchzend auf die Erde und zerraufte sich das Haar.

Robinson, den eigenes Unglück gelehrt hatte, das anderer mitzufühlen, suchte Freitag durch milde, herzliche Trosteswort wieder aufzurichten.

Dann aber erinnerte er sich, weshalb er eigentlich an den Strand gekommen war; noch versperrte eine Felsspitze ihm die freie Aussicht über das Meer, er stieg sie also hurtig empor und Himmel! was erblickte er da! — Ein Schiff! ein wirkliches, großes, europäisches Schiff! Wer wäre imstande, die Freude zu beschreiben, die Robinson bei diesem Anblick empfand? Stürmisch umarmte er seinen Freitag, der gar nicht fertig werden konnte, „das große Haus“ wie er es nannte, zu besehen.

Robinson wußte gar nicht, was er in seiner Freude alles anstellen sollte. Er sprang, er jauchzte, er weinte vor Freuden. Dazwischen erzählte er Freitag, daß sie nun nach Europa

führen, nach Hamburg! O wie würde Freitag staunen, wenn er dort die Straßen, die Häuser, die Menschen sähe! Robinson sprach in einem fort, er war ganz außer sich. Freitag sah verwundert darein, sein Herr war wie ausgewechselt. Robinson würde wohl noch lange so fortgeredet haben, wenn er sich nicht plötzlich besonnen hätte, daß er hier die Zeit unnütz verschwende und es wohl klüger sei, etwas zu tun, um sich den Leuten auf dem Schiff bemerkbar zu machen, denn es lag ziemlich weit vom Strande entfernt.

Er fing also an, so laut zu rufen, wie er nur konnte, Freitag desgleichen; aber bald merkte Robinson, daß ihm das nichts nütze, die Entfernung bis zum Schiff war zu groß.

„Halt!" dachte Robinson, den die Freude ganz verwirrte, „die Leute sind gewiß nach der Insel gefahren." Und ohne ein Wort zu sagen, rannte er davon, nach der Bucht hin, in welcher die geeignetste Landungsstelle war. Unaufhaltsam ging es vorwärts, er lief so rasch, daß Freitag ihm kaum folgen konnte. Nach einem Dauerlauf von etwa einer Viertelstunde sah Robinson die Bucht vor sich, wo er die Mannschaft mit ihren Booten zu finden hoffte, aber die Stelle war leer und einsam wie immer.

„Hörtest du nichts, Freitag?" wandte er sich jetzt atemlos zu seinem Begleiter. „Waren das nicht menschliche Stimmen?"

Aber Freitag hatte nur das Geschrei der Vögel gehört. „Hat die Landung noch nicht stattgefunden, befinden sich die Leute noch auf dem Schiffe?" dachte Robinson, und er bat Freitag, trockenes Holz herbeizuholen, um an dem Ufer ein Feuer anzuzünden, das die Aufmerksamkeit der Schiffsmannschaft auf die Insel lenken sollte.

Baumhoch loderte die Flamme empor und hatte wohl schon eine halbe Stunde lang gebrannt, aber auf dem Schiff



ließ sich niemand sehen, trotzdem Robinson kein Auge davon verwandte. Da machte endlich Freitag den Vorschlag hinüberzuschwimmen. Robinson umarmte ihn vor Freuden, bat ihn jedoch, ja sein Leben nicht unnütz auf das Spiel zu setzen; Freitag versprach es, warf seine Mattenkleidung von sich und sprang in das Meer.

Als Freitag das Schiff erreicht hatte, schwamm er mehrere Male um dasselbe herum, ließ auch laut seine Stimme ertönen, aber da war niemand, der ihm antwortete.

Endlich bemerkte Freitag eine Strickleiter vom Bord des Schiffes herabhängen; er kletterte daran empor und befand sich gleich darauf an Deck. Aber beinahe wäre er wieder geflohen, denn es kam ihm ein schwarzes, zottiges Tier entgegen, das eine Stimme hören ließ, die Freitag nicht kannte. Indes hatte er schon von Robinson gelernt, jede Sache, die ihn erschreckte, erst genau zu untersuchen und nicht gleich kopflos zu fliehen. Er überwand also mannhaft seine Furcht und ging auf das unbekannte Tier zu. Da kroch es ihm in demütiger Stellung entgegen, wedelte mit dem Schwanze, ja ließ sich sogar anfassen und streicheln.

Freitag bemerkte zu seiner grenzenlosen Verwunderung, daß das Verdeck öde und leer und das ganze Schiff von Todesstille umfangen war. Er wollte eben in die unteren Räume hinabsteigen, als er oben an der Treppe ein ziemlich großes Tier sah, mit einem mächtigen Bart und langen, krummen Hörnern, das sich in drohender Stellung auf den Hinterfüßen emporrichtete. Jetzt hielt Freitags Mut nicht länger stand, laut schreiend stürzte er davon, doch das Tier hinter ihm drein, indem es ihm einen solch nachdrücklichen Stoß in den Rücken versetzte, daß der arme Freitag der Länge nach auf den Boden stürzte. Ohne sich nur noch einmal umzusehen, sprang er über Bord in das Meer.

Das erstere der beiden Tiere, das nichts anderes war als ein Pudel, sprang ihm nach. Freitag hörte das Plätschern hinter sich, glaubte, das gehörnte Ungeheuer sei hinter ihm drein, und hätte dadurch beinahe die Besinnung verloren, ja er war nahe daran, in den Abgrund zu versinken. Ganz atemlos kam er am Strande an und fiel halb ohnmächtig zu Robinsons Füßen nieder. Gleich nach ihm sprang auch der Pudel ans Land.

Es dauerte einige Zeit, bevor Freitag seine Gedanken sammeln konnte, dann aber erzählte er dem aufhorchenden Robinson sein Abenteuer. Als er das gehörnte Ungeheuer erwähnte, merkte Robinson gleich, daß es eine Ziege sei. Je weiter Freitag in seiner Erzählung fortfuhr, desto unruhiger wurde Robinson, und zuletzt konnte er sich nicht mehr verhehlen, daß das Schiff — gescheitert war. Das war ein harter Schlag für ihn. Plötzlich wieder aller Hoffnung beraubt, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, stand er sprachlos da und starrte nach dem Wrack.

Aber was war aus der Besatzung des Schiffes geworden? Sie war wohl auf den kühlen Meeresgrund gebettet, gleich

wie vor Jahren seine Gefährten. Die Kanonenschüsse, die er in der Nacht gehört, waren ihre letzten Hilferufe gewesen.

Nun ließ es Robinson keine Ruhe, er wollte selbst nach dem Schiffe hinüber. Aber wie dies machen? Das Boot hatte ihnen der Sturm entführt, ehe sie ein anderes bauen konnten, war längst das Schiff zerschellt.

Robinson sann und sann. „Halt, ich habe es!" rief er plötzlich freudig aus. „Wir bauen ein Floß, das ist bald hergestellt, und damit fahren wir nach dem Schiffe."

Dem Gedanken folgte sofort die Ausführung. Freitag mußte nach der Höhle laufen, um feste Stricke zu holen, mit denen man die Baumstämme zusammenbinden wollte, die Robinson gleich zu fällen begann.

Der Pudel blieb bei Robinson und machte ihm aus freien Stücken allerlei Kunststücke vor, worüber dieser herzlich lachen mußte. Nachdem Freitag mit den Stricken und einigen Lebensmitteln zurückgekehrt war, arbeiteten beide bis in die späte Nacht hinein, wozu ihnen der Mond leuchtete. Als sie endlich ihre Arbeit einstellten, verzehrten sie ihr Abendbrot, auch der Pudel bekam sein Teil, dann legten sie sich an Ort und Stelle in das grüne Gras und schliefen, bis die Morgensonne sie zu neuem Tagewerk erweckte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wiederholter Besuch auf dem gescheiterten Schiffe.

Frisch und munter sprangen unsere beiden Freunde von ihrem weichen und duftigen Lager empor und begannen sogleich wieder an dem Floß zu arbeiten. Aber trotz ihres unermüdlichen Fleißes wurden sie doch erst am Abend damit fertig.

Der nächste Tag graute kaum, da waren Robinson und Freitag auch schon auf dem Meere. Sie stießen bei eingetretener Ebbe vom Ufer ab und befanden sich nach halbstündiger Fahrt an Bord des Schiffes.

Robinson hätte am liebsten dieses Schiff an sein Herz gedrückt, gleich einem lebenden Wesen, so aufgeregt war er. Kam es doch von Europa, vielleicht aus seinem geliebten Vaterlande.

Das erste, was er auf dem Verdeck erblickte, war die Ziege. Aber sie lag matt und kraftlos da, augenscheinlich dem Hungertode nahe. Robinson eilte also, da ihm die innere Einrichtung eines Schiffes wohl bekannt war, nach dem untern Schiffsraum, um Futter für sie herbeizuschaffen, und gierig fiel das arme Tier darüber her.

Als dies besorgt war, fing Robinson eine ganz genaue Untersuchung des Schiffes an. Und was fand er da für eine Menge wertvoller Sachen, die er so lange Jahre hatte schmerzlich entbehren müssen! Da waren große Vorräte von Lebensmitteln, Waffen, Pulver, Wäsche, Handwerkszeug und die verschiedensten Geräte. Für jedes einzelne der eisernen Werkzeuge hätte Robinson mit Freuden seinen ganzen längstvergessenen Goldklumpen hingegeben, wenn man es verlangt hätte.

Die Befrachtung des Schiffes schien aus Farbhölzern, Tabak und Zucker zu bestehen, war aber zum größten Teil durch das bereits eingedrungene Seewasser verdorben.

Robinson ging nun mit sich zu Rate, was er von all diesen Schätzen, die ihm in seiner Abgeschiedenheit unbezahlbar waren, zuerst mitnehmen sollte. Denn wenn er sie nicht zu rechter Zeit barg, dann waren sie unrettbar verloren wie das ganze Schiff.

Dieses saß nämlich fest und unbeweglich zwischen zwei Felsen eingekeilt. Hier muß es bleiben, bis Sturm und Wellen

sowie das eindringende Wasser das Fahrzeug nach und nach zertrümmerten.

Freitag war seinem Herrn überallhin gefolgt. Jeder einzelne Gegenstand hatte seine laute Verwunderung hervorgerufen; wie ein Kind griff er nach allem, warf es aber sogleich wieder weg, wenn etwas noch Schöneres seine Aufmerksamkeit fesselte. Er wußte ja nicht, wozu man alle diese Dinge gebrauchte, aber weil er Robinsons Entzücken sah, freute er sich ebenfalls.

Jetzt hatte Robinson in des Kapitäns Kajüte auch ein Tönnchen Goldkörner und ein ganzes Schächtelchen blitzender Diamanten gefunden, aber verächtlich ließ er sie liegen, griff indes nach einem Kompaß, einem Fernrohr und einigen Seekarten. Dazu wählte er sich noch mehrere Flinten, Pistolen, Säbel; ein Tönnchen mit Schießpulver; ein anderes mit Kugeln, ein drittes mit Schrot; ferner verschiedene Werkzeuge: Beile, Aexte, Sägen, einen Hammer; eine Kiste mit Hobeln, Zangen, Bohrern, Meißeln und Feilen; eine Kiste mit eisernen Klammern, Haspen und Haken; mehrere Anzüge für sich und Freitag; einige Dutzend Hemden; Bücher nebst Schreibpapier, Tinte und Federn; ein Feuerzeug, Segeltuch und schließlich noch die Ziege.

Ueber diesem Umhersuchen, Wählen und Zusammenpacken war die Zeit verflossen, der Hunger meldete sich. Robinson holte also von den Schiffsvorräten etwas geräuchertes Rindfleisch, Schiffszwieback, Butter, Käse und eine Flasche Wein herbei und speiste mit Freitag in der Kajüte des Kapitäns.

O, was war das für eine Wohltat für unsern Robinson, nach langen Jahren wieder einmal auf einem wirklichen Stuhl, vor einem ordentlichen Tische zu sitzen, mit Teller, Messer und

Gabel essen zu können. Das entzückte ihn mehr, als man sich vorstellen kann.

Freitag dagegen konnte sich durchaus nicht damit befreunden, auf europäische Manier zu essen. Er wollte es Robinson nachmachen, benahm sich dabei aber sehr ungeschickt. Als er mit der Gabel ein Stück Fleisch zum Munde führen wollte, fuhr er damit bis zum Ohr hinauf, und die Hand mit dem Griff der Gabel gelangte bis zur Höhe des Mundes. Dem Wein konnte er auch keinen Geschmack abgewinnen, er meinte, er verbrenne ihm die Kehle.

Als die Ebbe vorüber war und die Flut wiederkam, fuhren sie zurück an das Land und brachten die mitgenommenen Herrlichkeiten in Sicherheit.

Robinson vertauschte sofort seinen Anzug mit einer bequemen Matrosenkleidung, war auch Freitag beim Anlegen einer solchen behilflich, und Freitag fühlte sich sehr wohl darin. Nur die Schuhe verwarf er als etwas Unbequemes und Lästiges, und Robinson ließ ihm darin seinen Willen.

Robinson machte Freitag nun auch mit der Anwendung der eisernen Werkzeuge bekannt und fing an, einen Mastbaum für ihr Floß zuzuhauen; denn sie wollten das Floß mit einem Segel versehen. Das ging nun freilich viel schneller als mit ihrem steinernen Beil. Mastbaum und Segel waren bald fertig, und nun fuhren sie nochmals nach dem Schiffe. Jetzt nahmen sie eine Kiste mit Schiffszwieback, einen Sack voll Roggen, einen voll Gerste, einen voll Erbsen, auch Reis und Mehl, eine Kiste voll Nägel und Schrauben, einen Schleifstein, ferner Teller, Messer, Scheren, Nadeln, Löffel und verschiedenes Küchengerät mit. Das brachten sie auch noch glücklich an das Land, aber nun wurde es zu spät, um noch eine dritte Fahrt unternehmen zu können. Robinson schickte deshalb Freitag nach der Wohnung hinauf, damit er die

Lamas versorge, während er selbst am Strande blieb und die geretteten Schätze bewachte. Aber wie? Wenn nun die Wilden kämen, um sie zu überfallen, wie sollten sie, getrennt voneinander, sich gegenseitig benachrichtigen? Das Einfachste würde sein, Robinson unterrichtete Freitag in dem Gebrauch des Schießgewehrs und gab ihm eine Flinte mit, damit er sie im Fall der Not abfeuern konnte. So wurde es ihnen dann möglich sein, einander zur Unterstützung herbeizurufen.

Robinson lud also im Beisein Freitags eines der Gewehre, zielte nach einem Vogel und puff! fiel dieser tot herunter. Wer aber beschreibt den Schrecken des armen Freitag! Als wäre er selbst getroffen, so stürzte er zu Boden. Es schien ihm gar nicht mit rechten Dingen zuzugehen, daß ein Mensch Blitz und Donner hervorbringen könne. Er zitterte am ganzen Leibe und konnte vor Furcht kein einziges Wort sprechen, sondern hob nur flehend die Hände zu Robinson empor.



Dieser beeilte sich, den bestürzten Freitag von der Erde aufzuheben, umarmte ihn und bat ihn, sich nicht zu fürchten.

solchem donnerähnlichen Knall seine Landsleute unfehlbar die Flucht ergreifen würden, und wenn sie zu Tausenden kämen. Sie würden denken, der Gott des Donners sei zur Erde herabgestiegen.

„Aber wenn sie dennoch nicht fliehen, wenn sie dennoch herankommen?“ meinte Robinson.

„Dann schießen wir sie nieder mit unsern Flinten und Pistolen,“ erklärte Freitag.

„Aber du kannst ja nicht schießen,“ sagte Robinson, „weil du dich selbst vor der Flinte fürchtest. Du hast seit jenem ersten Abend kein Gewehr wieder in die Hand geonmmen.“

„Ich werde es lernen, ich werde mich von jetzt ab nicht mehr fürchten.“

Und Freitag zeigte in der Tat von da ab einen solchen Eifer, sich mit der Handhabung der Schußwaffen vertraut zu machen, daß er Robinson damit eine große Freude bereitete.

Als es dunkel geworden war, zündete Robinson die Laterne an, um beim Schein derselben die Papiere durchzusehen, die er mitgebracht hatte, und dadurch vielleicht die Bestimmung und den Lauf des Schiffes zu erfahren. Aber zu seinem Bedauern waren sie in einer fremden Sprache geschrieben, die er nicht verstand.

Nun hatten sie nach und nach alles an das Land gebracht, was nicht niet- und nagelfest war, und fingen an, die Bretter und alles Eisenwerk, das sich losmachen ließ, auf ihr Floß zu tragen, und brachten auch hiervon einige Ladungen glücklich an Land. Dann aber brach ein furchtbarer Sturm aus und wütete die ganze Nacht hindurch.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Auf welche Art Robinson und Freitag die geretteten Gegenstände anwenden.

Als sie am andern Morgen bei Sonnenaufgang Ausschau nach dem Schiffe hielten, da war zu ihrer Betrübnis, nichts mehr von ihm zu sehen, nur einzelne Trümmer schwammen auf dem Meere umher. Eilends banden sie eiserne Haken an lange Stangen und waren bemüht, damit so viel Bretter und Balken heranzuholen, wie sie nur erreichen konnten. Zu Robinsons Freude waren auch die drei Mastbäume an das Ufer geschwemmt worden. „Wie gut ist es," sagte er zu Freitag, „daß wir uns so beeilt haben, alles an Land zu schaffen, es läge sonst jetzt auf dem Meeresgrunde. Es ist zwar schade, daß uns trotzdem noch vieles verloren gegangen ist, doch können wir mit gutem Gewissen sagen, wir haben unsere Schuldigkeit getan, und wohl dem Menschen, der dies bei jeder Gelegenheit von sich sagen kann." Der Eintritt der Ebbe setzte dem weiteren Auffangen von Holzstücken ein Ziel; sie trafen also sofort Anstalten, ihre Habseligkeiten nach der Höhle zu schaffen. Robinson, der fortwährend an einen Ueberfall der Wilden dachte, fand es ratsam, daß nicht beide zugleich den Strand verließen, sondern einer um den andern Wacht hielten. Er pflanzte darnach zuerst mit Freitags Hilfe die Kanonen auf, dann lud er sie und richtete sie nach dem Meere. Hierauf wurde ein Feuer angezündet und eine brennende Lunte in Bereitschaft gelegt, um die Kanonen sofort abfeuern zu können. Nun belud Robinson den kleinen Handwagen zuerst mit dem Schießpulver und den Waffen, spannte

7*

sich davor und fuhr nach der Wohnung. Auch der Pudel, der nie mehr von Robinsons Seite kam, mußte mit ziehen helfen, und er zeigte sich sehr geschickt in diesem neuen Beruf.

Ebenso leisteten die Lamas, die Robinson bisher als Lasttiere benutzt hatte, bei Fortschaffung der Gegenstände vortreffliche Dienste, so daß in der Höhle und im Keller bald so viel Sachen lagen, daß nichts mehr unterzubringen war. Man mußte demnach in aller Geschwindigkeit im Hofraum ein Zelt errichten und bis auf weiteres darin notdürftig alles unterbringen. In acht Tagen war alles nach der Wohnung gebracht.

Nun gab es für unsere beiden Freunde eine Zeit der angenehmsten Tätigkeit. Was konnten sie nicht alles mit den von dem Wrack geholten Gegenständen anfangen! Robinsons Herz war voll Dankbarkeit gegen Gottes Güte. Was er seit vielen Jahren gewünscht hatte, Verteidigungsmittel, mit denen er sich gegen die Wilden wehren konnte, das hatte er durch das Wrack in reichem Maße erhalten: allerhand Schußwaffen, Pulver und Kugeln. Welch großer Unterschied lag zwischen dem Einst und Jetzt! Wenn er an die erste Zeit seines Aufenthaltes auf der Insel dachte, an die gänzliche Hilflosigkeit, die schreckliche Einsamkeit, dann mußte er die Gnade des treuen Vaters im Himmel preisen, der ihn mit Kleidung, Nahrung und Wohnung versorgt, ihm sogar einen Freund und jetzt vielleicht auch die Mittel zu seiner Befreiung gegeben hatte.

Bete und arbeite! das war Robinsons Wahlspruch seit seinem Inselleben, und so wandte er seine Gedanken wieder ganz den vor ihm liegenden Arbeiten zu. Das Nötigste war die Errichtung eines Schuppens oder kleinen Häuschens, um darin bequem und sicher alle Habseligkeiten bergen zu können,

die man vorläufig unter dem Zelte untergebracht hatte, wo sie ja doch gegen Regen nicht genug geschützt waren.

Robinson und Freitag mußten also Maurer und Zimmermann zugleich sein. Für Robinson war das jetzt eine Spielerei. Er befand sich ja im Besitz eiserner Werkzeuge, hatte Balken, Bretter, Haspen, Nägel und dergleichen, ja sogar einen Gehilfen. Und nun entwickelte sich ein Leben auf Robinsons Hofe wie auf einem Zimmerplatz. Robinson suchte die Bretter und Balken aus und gab Freitag Anweisung, dieselben an den passenden Stellen zu zerschneiden. Dann wurden die Balken zusammengefügt und aufgerichtet, wie es bei uns die Zimmerleute machen. Das so hergestellte Fachwerk mauerten unsere Freunde bis zur Höhe des Daches hinauf mit Steinen aus. Das Dach selbst wurde mit Brettern gedeckt, und darüber kam noch eine dichte Lage Kokosblätter.

Das alles ging wunderbar schnell vonstatten, und das Häuschen sah allerliebst aus, als es fertig dastand. Dort hinein schaffte Robinson nun alle seine Habe, so daß endlich einigermaßen Ordnung herrschte und man alles gleich finden konnte, was man brauchen wollte.

Jetzt kam Robinson auf den Gedanken, die Wohnung mit einem ordentlichen Eingang zu versehen. Die Burg sollte gleich einer kleinen Festung ein äußeres und ein inneres Tor bekommen. Alles dazu Notwendige war ja überreichlich vorhanden: Haspen, Türbänder, Nägel, Schlösser, Ketten usw. Zu den Torpfosten wurden einzelne Stücke der Mastbäume verwendet, die man gleich am Strande zerschnitten hatte, weil sie wegen ihrer Länge nicht befördert werden konnten. Die Pfosten wurden mit eisernen Haspen beschlagen, dann nagelten Robinson und Freitag die Torflügel mit Brettern und Balken zusammen, versahen sie mit Schlössern und Riegeln, und erst als alles fix und fertig war und nur die Tore einge-

setzt zu werden brauchten, machten sie eine Lücke in den äußern Wall, rammten zu beiden Seiten die Türpfosten ein, hingen die Torflügel in die Haspen und verschlossen den Eingang sofort. Ebenso wurde das zweite innere Tor angelegt und sogar der Wassergraben mit einer Zugbrücke versehen. Jetzt erhielten auch noch die übrigen Kanonen ihre Verwendung. In dem Walle neben den Toren wurden Schießscharten angebracht und dahinter die geladenen Kanonen aufgestellt, so daß man einen Ueberfall der Wilden mit Erfolg abwehren konnte.

Unter dieser regen Tätigkeit, die viele Wochen in Anspruch nahm, war die Zeit der Ernte herangekommen. Wie ging doch jetzt jede Arbeit rasch von der Hand! Zu dem Ausgraben der Kartoffeln hatte man eine wirkliche Hacke; und zum Schneiden der Maiskolben, das früher mühsam genug mit einem steinernen Messer geschah, bediente man sich jetzt eines scharfen Säbels. Ebenso schnell ging das Hereinschaffen mittelst des kleinen Handwagens, wobei Ami, der Pudel, wieder fleißig mithalf.

Desgleichen fiel jetzt das zeitraubende Auskörnen der Maiskolben weg, da Robinson zwei Dreschflegel hergestellt hatte, mit deren Hilfe die Körner in kurzer Zeit ausgedroschen waren. Sie hatten eine reichliche Ernte gemacht und konnten wieder tüchtig Maisbrot backen. Besser als dieses hatte unserm Robinson aber doch der Schiffszwieback geschmeckt, mit dem es freilich jetzt auf die Neige ging.

Robinson beschloß nun, einen ordentlichen Backofen anzulegen und es mit Brotbacken zu versuchen. Mittelst einer kleinen Handmühle, die sich unter den geretteten Küchengeräten befand, zermalmte er die Körner zu feinem Mehl; zum Siebe gebrauchte er ein Stück Nesseltuch, und nachdem er ohne große Schwierigkeiten den Backofen angelegt hatte, buk er

nun zum ersten Male Brot. Das Brot gelang so gut, daß er beschloß, den vom Schiff geretteten Roggen nicht zu verspeisen, sondern auf das Feld zu säen. Da man auf seiner gesegneten Insel zweimal des Jahres säen und ernten konnte, mußte er bald hinlänglichen Vorrat zum Brotbacken bekommen. Auch die Gerste und die Erbsen beschloß Robinson auszusäen.

Der Ackerbau gewährte Robinson großes Vergnügen, er beschloß, ihn zu seiner Hauptbeschäftigung zu machen. Mit den hölzernen Spaten konnten sie allerdings kein großes Stück Land umgraben, eiserne Spaten aber hatten sich auf dem Schiffe nicht vorgefunden. Da kam nun Robinson auf den Gedanken, eine Schmiede zu bauen. Es waren sowohl ein kleiner Ambos und Blasebalg als auch verschiedene große Zangen, Hämmer und dergleichen vorhanden. Ein Dach von Brettern, auf Säulen von Holz ruhend, war bald gebaut, und die Arbeit begann. Das war ein Knistern und Funkensprühen, ein Pochen und Hämmern, daß es eine Lust war. Zwar gelang nicht alles gleich nach Wunsch, doch das schreckte unsern Robinson nicht ab. Unermüdlich machte er neue Versuche, bis er endlich mit dem Werk seiner Hände zufrieden war. So schmiedete er zuerst zwei Spaten, dann erfand er ein Pflugeisen. Es war allerdings sehr einfach und von dem bei uns gebräuchlichen ganz verschieden, aber es erfüllte seinen Zweck.

Nach der Regenzeit wurde der Pflug probiert, und Robinsons Freude war groß, als er sah, wie schnell der Acker sich damit umarbeiten ließ. Einmal spannte Robinson sogar seine Lamas vor, und siehe da, die klugen Tiere schickten sich bald darein. Nun ging die Bewirtschaftung der ausgedehnten Felder so glatt und rasch vonstatten, als hätten Robinson und Freitag zeitlebens nichts anderes getrieben als Ackerbau. Außer dem Pflug hatte Robinson auch eine Egge

hergestellt, ohne welche die Bestellung des Feldes nicht hätte geschehen können.

Robinson pflanzte nun Kartoffeln, säte Mais, Gerste, Erbsen und Roggen. Nach fünf Monaten schon war die Ernte reif und lieferte zwölffachen Ertrag. Das waren Vorräte, die für Robinson und Freitag auf ein ganzes Jahr reichten; indes konnte auch einmal eine Mißernte kommen oder das Getreide, solange es noch auf dem Felde stand, durch Hagel oder räuberische Ueberfälle der Wilden vernichtet werden, deshalb richtete Robinson es von jetzt ab so ein, daß er und Freitag für ein halbes Jahr hinaus immer versorgt waren.

Um den Ertrag ihrer ersten Ernte unterzubringen, wurde ein Getreidespeicher eingerichtet. Zu diesem Behufe errichteten sie in dem Hofraum ein niedriges, aber geräumiges Gebäude aus Baumstämmen und Brettern, dielten auch den Fußboden, versahen das Haus mit Fensterluken, die durch Läden geschlossen wurden, desgleichen mit einer großen Tür und hatten nun den schönsten Kornboden.

Man sieht, die Lage unserer Freunde hatte sich jetzt sehr gebessert, ihre Tage flossen bei reger Tätigkeit still und ruhig dahin. Nur ein Gedanke war es, der Robinsons Zufriedenheit zuweilen störte. Er dachte daran, daß einer von ihnen sterben könne und daß dann der Zurückbleibende sich sehr, sehr einsam fühlen würde. Indes war es wohl Sünde, sein Leben dadurch zu verbittern, daß man an Unglücksfälle dachte, die vielleicht erst nach Jahren eintreten konnten. Gott, der bisher geholfen hatte, würde auch ferner helfen. Und dieses Gottvertrauen verscheuchte bald alle trüben Gedanken und erfüllte Robinsons Herz mit Zuversicht und Ruhe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kampf mit den Wilden. Befreiung zweier Gefangener.

Unter allerhand nützlichen Beschäftigungen war wieder ein halbes Jahr verflossen. Unsere Freune hatten jetzt so viel notwendige Arbeiten vor, daß an keinen Kahnbau zu denken war. Freitag hatte es nicht vergessen, daß ihm Robinson versprochen hatte, seinen Vater herüberzuholen, nur getraute er sich nicht, wieder daran zu erinnern. Aber fast täglich ging er nach der Stelle des Strandes, von wo aus er seine Heimatinsel sehen konnte.

Robinson hatte mit Absicht noch nicht wieder davon gesprochen, weil er erst alle die neuen Einrichtungen vollenden wollte. Nun war aber das Notwendigste getan, und so überraschte Robinson seinen Freitag eines Morgens mit dem Vorschlage, wieder einen Kahn zu bauen, um Freitags Vater zu holen. Die Freude des jungen Mannes war ebenso stürmisch wie das erstemal, in seinen Dankesäußerungen erdrückte er Robinson beinahe.

Nun aber ging es flott an die Arbeit. Hui, wie die Späne flogen, und wie rasch man mit den eisernen Aexten und Beilen vorwärtskam!

Freitag berechnete schon im voraus den Tag, an dem das Boot in See stechen konnte. Eines Morgens gedachte Robinson zur Mittagsmahlzeit eine Schildkröte zu kochen und schickte deshalb Freitag nach dem Strande, um ein solches Tier zu holen.

Aber kaum war Freitag fort, als ihn Robinson auch schon in fliegender Eile zurückkommen sah. Er war ganz

außer Atem und konnte nur mühsam mit stammelnder Zunge die Worte hervorbringen: „O, Herr! schlimm, sehr schlimm!"

„Was gibt es denn, Freitag?"

„O, Herr! Dort unten Feinde, sie kommen in Kanus! Eins, zwei, drei Kanus! Sie wollen Freitag holen; sie wollen essen Freitag."

„Erst müssen sie ihn haben, mein Freund!" beruhigte ihn Robinson. „Wir werden uns nicht so ohne weiteres fangen lassen. Bist du bereit, mir zu folgen und mir beizustehen, wenn ich deine Feinde angreife?"

„Ja, schießen auf sie; aber kommen große Zahl," antwortete Freitag.

„Was schadet das? vor unsern Kanonen werden sie doch nicht standhalten. Aber, sage mir Freitag, bist du bereit, alles zu tun, was ich dir sage und mir nicht davonzulaufen?"

„Ich sterben, wenn du befiehlst."

„Wohlan denn," sprach Robinson, „so wollen wir unser Heil versuchen. Meinen Plan werde ich dir unterwegs mitteilen. Jetzt komm nur rasch, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Der wackere Freitag hatte bald seine Fassung wiedergefunden. Nun zogen beide eine der Kanonen, die sämtlich auf Rädern ruhten, durch das Tor über die Zugbrücke in das Freie. Jeder von ihnen steckte zwei Pistolen und einen Säbel in den Gurt, nahm drei scharfgeladene Flinten über die Schulter und außerdem noch eine große Tasche mit Schießbedarf. Robinson steckte noch ein Fernrohr zu sich, dann ging er aus der Burg. Freitag mußte erst das Tor wieder schließen und die Zugbrücke aufziehen, dann eilte er mittelst der Strickleiter Robinson nach. Beide spannten sich vor die Kanone, und nun weihte Robinson Freitag in seinen Kriegsplan ein. „Wir wollen uns den Wilden möglichst zu nähern suchen," sagte er.

„Das dichte Gebüsch verbirgt uns vor den Augen unserer Feinde, so können wir die Kanone am Rande des Gehölzes aufpflanzen und eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hinwegschießen; das wird sie hoffentlich in die Flucht schlagen. Sollten aber die Wilden, auf ihre Anzahl bauend, uns Widerstand leisten, dann, Freitag, zeige dich mutig und brav und tue genau, was du mich tun siehst."

Er reichte hierauf Freitag die Hand und beide gelobten sich, einander beizustehen bis auf den letzten Blutstropfen.

Als sie an den Saum des Gehölzes kamen, hörten sie schon die Wilden, die nur noch durch eine vorspringende Waldecke ihren Blicken verborgen waren. Freitags Auge blitzte vor Kampfeslust, er verständigte sich mit Robinson durch Zeichen, daß er nun auskundschaften wolle, was die Wilden vornähmen. Im Nu hatte Freitag einen Baum erklettert und kam bald mit der Meldung zurück, die Wilden säßen um ein Feuer herum und verzehrten das Fleisch eines Gefangenen. Doch liege noch ein anderer geknebelt da, und das sei keiner von ihrem Volk, sondern ein weißer, bärtiger Mann, der Kleider anhabe.

Da war Robinson rasch selbst auf dem Baume und fand leider bestätigt, was Freitag ihm berichtet hatte. Er erkannte in dem einen noch geknebelten Gefangenen sofort den Europäer.

Da glühte sein Gesicht vor Unwillen und Aufregung, am liebsten wäre er gleich mitten unter die Wilden gesprungen, um sie niederzuschlagen. Aber er zügelte seine Kampfbegierde und gab der Vernunft Gehör. Deshalb befahl er jetzt Freitag mit gedämpfter Stimme, ihm zu folgen und genau seine Befehle auszuführen. Und es war in der Tat die höchste Zeit, wenn Robinson etwas zur Rettung des Gefangenen unternehmen wollte, denn einige der Wilden hatten sich schon er-

hoben, um den weißen Mann herbeizuschleppen. Robinson rückte die Kanone noch etwa zwanzig Schritt weiter vor und richtete sie so, daß die Kugel über die Köpfe der Wilden hinwegfliegen mußte, weil er glaubte, sie schon durch den Blitz und Donner des Schusses zu verjagen; dann sahen sich die beiden Kampfgenossen noch einmal fest ins Auge, und Robinson brannte das Geschütz los; ein donnerähnlicher Knall hallte durch Berg und Tal, dem sofort ein entsetzliches Geheul der Wilden folgte.

Als der Pulverdampf sich verzogen hatte, sahen Robinson und Freitag die Wirkung des Schusses.

Die meisten der Wilden waren vor Schrecken zu Boden gefallen, andere liefen in eiliger Flucht den Kähnen zu, nur die Beherztesten unter ihnen griffen zu den Waffen, um sich gegen ihren unsichtbaren Feind zu verteidigen.

Als kein zweiter Knall erfolgte und alles ruhig blieb, sah Robinson zu seiner grenzenlosen Verwunderung, daß sich die Wilden wieder um das Feuer sammelten und einige sogar den weißen Gefangenen herbeischleppen wollten.

Die Wilden hatten weder den Blitz und den Rauch des Schusses, noch die Kugel gesehen, die über ihre Köpfe hinweggeflogen war, deshalb erholten sie sich so rasch von ihrem Schrecken, als wenn nichts geschehen wäre; sie schauten sich zwar nach allen Seiten um, wurden aber nichts gewahr, was sie noch weiter hätte stören können, denn Robinson und Freitag standen noch immer hinter dem Gebüsch versteckt.

Nun nahm Robinson sein Gewehr zur Hand, bedeutete Freitag ein gleiches zu tun, und auf das Kommando: „Feuer!“ gingen beide Schüsse zu gleicher Zeit los. Zwei Wilden waren getötet, fünf schienen verwundet, alle aber gerieten von neuem in die größte Bestürzung über ihren unsichtbaren Feind, der aus der Ferne sie töten konnte. Robinson ließ ihnen jetzt

nicht Zeit, sich zu erholen; wieder nahm jeder eine Flinte zur Hand, und Freitag zielte mit einer Ruhe, als hätte er schon hundert Schlachten mitgemacht. Diesmal hatte er besser getroffen als Robinson. Drei Wilden stürzten, und viele schienen verwundet. Jetzt liefen die Wilden in rasender Verzweiflung, wie wahnsinnig umher, stießen ein wütendes Geheul aus und zeigter unter tollem, sinnlosem Schreien nach dem Pulverdampf der über ihren Köpfen hinzog.

„Freitag!“ rief Robinson, „noch einmal Feuer! und dann in Gottes Namen hervor!“ Zum dritten Mal rollte der Donner der beiden Schüsse dahin, diesmal hatten aber die Wilden den Blitz und den Rauch gesehen, abermals waren viele von ihnen durch die Schrotkörner verwundet worden, darum liefen sie jetzt in unbeschreiblicher Verwirrung durcheinander und dem Strande zu.

Im selben Augenblick stürzten Robinson und Freitag hinter dem Gebüsch hervor und flogen auf den Platz zu, wo der arme Gefangene lag, dem Robinson sogleich die Fesseln zerschnitt. Robinson sagte ihm, er sei zu seiner Rettung herbeigeeilt, und übergab ihm Waffen, damit er sich mit am Kampfe beteilige. Doch der arme Mann verstand ihn nicht; er war so erschöpft, daß er kaum imstande war, sich aufzurichten; mit matter Stimme sprach er auf lateinisch: „Christianus, Hispanus!“ d. h. er sei ein Christ, ein Spanier. Zum Glück hatte Robinson, für den Fall einer Verwundung ein Fläschchen Wein mit sich genommen, er gab dem Spanier einige Schluck davon, und diese taten dem Ermatteten so gute Dienste, daß er sich rasch erholte. Er begriff auch jetzt, was Robinson von ihm wolle, sprang rasch auf seine Füße und ergriff die ihm dargereichten Waffen.

Indes hatten die Wilden ihre Angreifer bemerkt; sie hielten in ihrer wilden, regellosen Flucht inne, sammelten sich

wieder und stürmten plötzlich mit einem furchtbaren Kriegsgeschrei, während sie unter grimmigen Gebärden ihre Waffen schwangen, auf unsere Freunde los. Freitag empfing sie mit einigen wohlgezielten Schüssen, die um so bessere Wirkung taten, als er sie in großer Nähe abgab. Aber nun drangen auch Robinson und der Spanier auf die Wilden ein; sie kämpften mit einem Feuer und einer Begeisterung, denen die Wilden nicht lange standhielten. Der Spanier räumte furchtbar auf unter seinen Mördern, und Robinson sah zu seinem grenzenlosen Erstaunen, wie der Mann, der einen Augenblick zuvor ganz matt und erschöpft war und kein Glied rühren konnte, jetzt mit einer wahren Riesenkraft auf die Kannibalen eindrang. Auch Freitag hielt sich äußerst tapfer; er schoß seine Flinte auf einen dichten Haufen Wilder ab, und da er nicht Zeit hatte wieder zu laden, nahm er seinen Degen zur Hand und trieb den ganzen Schwarm vor sich her, wuchtige Hiebe unter sie austeilend.

In der Hitze des Kampfes waren Robinson und der Spanier voneinander getrennt worden. Einige der beherzteren Wilden hatten wieder Mut gefaßt und nahmen den Kampf von neuem auf; ein großer, kräftiger Krieger hatte es besonders auf den Spanier abgesehen. Er schwang mit einer wahren Wut seine Keule und drang heftig auf seinen Gegner ein; der Spanier nahm angesichts der Gefahr den letzten Rest seiner Kraft zu einer verzweifelten Gegenwehr zusammen. In wildem Ringen packten sie sich, es gelang dem Wilden, den Spanier zu Boden zu werfen, und gleichzeitig suchte er sich des Säbels zu bemächtigen, um seinem Feinde den Kopf abzuhauen. Der Spanier ließ den Säbel fahren, riß aber in demselben Augenblick ein Pistol aus dem Gürtel und schoß seinem Feind die Kugel gerade durch das Herz. Der Wilde stieß einen kurzen, gellenden Schrei aus und fiel rücklings zu Boden.

Als Robinson zu des Spaniers Beistand herbeieilte, fand er diesen bereits als Sieger.

Nun aber flüchteten auch die letzten der Wilden, indem sie in das nahe Gehölz liefen. Freitag und der Spanier eilten ihnen nach, sie fanden aber nur einige Schwerverwundete, die ihnen nicht mehr schaden konnten.

Robinson beobachtete während dieser Zeit die Feinde, die sich nach den Kähnen zurückgezogen hatten. Da sah er denn, wie sie in eiliger Hast vom Ufer abstießen und schleunigst das offene Meer zu erreichen suchten.

Der Spanier und Freitag kehrten eben zu Robinson zurück, und als Freitag die Flucht der Wilden sah, eilte er schnell entschlossen nach dem Strande und schickte ihnen ein paar Flintenkugeln nach, die sie aber nicht mehr erreichten.

Robinson sah sich jetzt mit tiefer Betrübnis auf dem Schlachtfeld um. — Da lagen mehr als zwanzig Tote. Er suchte die Schwerverwundeten auf, ob ihnen vielleicht noch geholfen werden könne; er flößte ihnen Wein ein und suchte sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Aber es erholte sich keiner, sie starben ihm unter den Händen.

Robinson und der Spanier gingen jetzt auch nach dem Landungsplatz hinab, und das erste, was Robinson erblickte, war ein Kanu, welches die Wilden zurückgelassen hatten. Er glaubte nicht anders, als daß sich einige Wilden darin versteckt hätten, um ihn und seine Genossen meuchlings zu überfallen. Deshalb näherte er sich vorsichtig dem Kahn, war aber nicht wenig verwundert, als er darin einen Indianer liegen sah, der mit Stricken von Binsen gefesselt war. Nur ein leises Stöhnen verriet, daß er noch lebte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Freitag findet seinen Vater wieder.

Robinson beeilte sich, den Gefangenen von seinen Fesseln zu befreien. Rasch durchschnitt er die Stricke und war bemüht, den Bedauernswerten aufzurichten, während er die freundlichsten Worte an ihn richtete. Doch der Indianer vermochte trotz des geleisteten Beistandes nicht, sich aufrecht zu erhalten; er wimmerte noch kläglicher als vorhin, weil er Robinsons Sprache nicht verstand und jedenfalls der Meinung war, er solle geschlachtet werden.

Robinson rief deshalb Freitag herbei, damit dieser den Unglücklichen über sein Schicksal beruhige.

Freitag kam und redete den Jammernden in seiner Landessprache an. Aber wie nun der Gefangene einige Worte äußerte und sich im Boote aufrecht setzte, so daß Freitag ihm in das Gesicht sehen konnte, da war dieser mit einemmal wie außer sich. Er tat einen lauten Schrei, umarmte, herzte und küßte den Wilden, jauchzte und sprang, lachte und weinte durcheinander. Dann schrie er wiederum, rang die Hände, schlug sich Kopf und Gesicht, flog wieder dem Wilden in die Arme und drückte ihn so fest an sich, daß ihm beinahe der Atem verging. Robinson fragte Freitag wiederholt, was das zu bedeuten habe, aber Freitag schien diesmal gar nicht zu hören, er war wie von Sinnen.

Robinson wartete geduldig wohl eine Viertelstunde. Dann aber stürzte Freitag plötzlich zu Robinsons Füßen und rief mit vor Freude halb erstickter Stimme: „O, mein lieber, guter

Herr, es ist ja mein Vater! Ich habe meinen Vater wiedergefunden!“

Aber auch damit hatten die Ausbrüche seiner kindlichen Anhänglichkeit und Freude noch kein Ende. Bald drückte er den Kopf des Greises an seine Brust, bald fiel er ihm wieder um den Hals und liebkoste ihn auf das zärtlichste. Dazwischen plauderte er voll seliger Wonne und schien besonders von seinem Herrn zu erzählen.

Der alte Mann hatte sich inzwischen etwas erholt, aber man konnte doch sehen, daß er weder seine Rettung noch das Wiederfinden des Sohnes recht begriff. Robinson wollte dieses Wiedersehen zwischen Vater und Sohn nicht stören; er wandte sich deshalb dem Spanier zu, der sich im Schatten eines Baumes niedergelassen hatte. Der gewaltigen Anstrengung des Kampfes war bei diesem wieder die äußerste Erschöpfung gefolgt, aber trotz seiner großen Schwäche empfing er seinen Befreier mit einem Blicke des innigsten Dankes. Robinson bot ihm einen Schluck Wein und etwas Schiffszwieback an, aber der Aermste war kaum imstande, denselben zum Munde zu führen, so starr und geschwollen waren seine Glieder. Daher setzte sich Robinson neben ihn und fing an, seine erstarrten Glieder mit etwas Wein einzureiben, was ihm sichtlich wohltat.

Nach einer Weile rief Robinson Freitag herbei und fragte, ob er seinem Vater etwas zu essen gegeben habe. Da schlug sich dieser vor die Stirn und rief ganz erschrocken: „Ich Taugenichts! vorher alles selber gegessen, jetzt gar nicht daran gedacht.“ Robinson holte nun aus seiner Tasche den ganzen Vorrat von Lebensmitteln, den er noch hatte, damit Freitag es seinem Vater hintrage.

Kaum aber hatte Freitag es diesem gegeben, so sprang er wieder aus dem Kahne und rannte, ohne ein Wort zu sagen,

mit der größten Schnelligkeit davon. Da half kein Fragen, kein Rufen, in einem Augenblick war er aus dem Gesicht verschwunden.

Bald kehrte er wieder zurück, aber viel langsamer, als er fortgelaufen war. In der einen Hand trug er einen Krug mit frischem Wasser, in der andern verschiedene Lebensmittel.

Das frische Wasser erquickte den alten Mann zusehends, er genoß auch etwas Brot und legte sich dann auf den Boden des Kahnes nieder, um wieder etwas zu ruhen.

Nun sollte Freitag auch dem Spanier den Wasserkrug reichen. Willig und in großer Eile kam er herbei, aber wohl zehnmal in der Minute sah er sich nach seinem Vater um, lief auch wohl plötzlich und unerwartet hin nach dem Kahn, kam aber eben so rasch wieder zurück, sobald er sich über den Zustand des Greises beruhigt hatte.

Endlich traf man Anstalten zum Aufbruch nach der Festung. Da diese ziemlich weit entfernt war und die Kranken nicht gehen konnten, so sollte der Weg auf dem Meere zurückgelegt werden. Robinson versuchte den Spanier nach dem Kahn zu führen, aber dieser konnte kein Glied rühren; so nahm ihn denn der junge, kräftige Freitag auf den Rücken, trug ihn nach dem Boote und setzte ihn sanft an der Seite seines Vaters nieder; Robinson brachte die Gewehre, und sie stießen vom Ufer ab. Kaum hatten sie jedoch einige Ruderschläge getan, als sich ein heftiger Nordwestwind erhob, der auch Regen brachte. Robinson und Freitag mußten ihre ganzen Kräfte einsetzen, um nicht in das Meer hinausgeschleudert zu werden; endlich erreichten sie aber doch glücklich die Bucht.

Nun galt es noch, die beiden Geretteten hinauf nach der Wohnung zu bringen; es wurden in Eile schnell einige junge Bäume umgehauen, daraus eine Tragbahre gefertigt und auf

dieser von Pisang- und anderen Blättern ein weiches Lager bereitet. Darauf wurde einer nach dem andern gelegt und zur Burg getragen. Freilich wurde das unserm Robinson etwas sauer; aber wie gern unterzog er sich dieser Mühe! Waren es doch Menschen, nach denen er sich so gesehnt. Nun



brauchte er nicht mehr zu sorgen, jemals wieder ein einsames Leben führen müssen.

Den beiden Kranken schien Schlaf nötiger zu sein als alles andere; Freitag machte deshalb flink für jeden ein Lager zurecht, dann begaben sich die beiden Gäste zur Ruhe.

Unterdes trafen Robinson und Freitag Anstalten zu einer erquickenden Abendmahlzeit. Robinson war Koch und Küchenjunge, alles in einer Person. Er kochte eine vortreffliche Suppe, ein gutes Gemüse von jungen Kokos-Palmenblättern und bereitete einen prächtigen Schmorbraten. Freitag deckte den Tisch. Aber das war ein anderes Decken als gewöhnlich. Zu Ehren der Neuangekommenen wurde ein Tuch über den Tisch gebreitet und sogar eine Flasche Wein darauf gestellt.

8*

Wie erstaunten die beiden Gäste als sie erwachten und zur festlich geschmückten Tafel geführt wurden! Was für große Augen machte besonders der alte Wilde, denn er hatte in seinem Leben noch nichts derartiges gesehen, er war über alles eben so verwundert und erstaunt wie früher sein Sohn, ja er getraute sich im Anfange gar nicht von den Speisen zuzulangen, obgleich Robinson und Freitag ihn unaufhörlich dazu aufforderten. Endlich faßte er sich doch ein Herz, und als er erst einmal gekostet hatte, schmeckte es ihm vortrefflich, er wurde zuletzt sogar recht fröhlich und fing an zu plaudern.

Die Unterredung bei Tische drehte sich natürlich um den Kampf mit den Wilden. Freitag und der Spanier wünschten, daß die Wilden nicht entkommen wären, denn sie fürchteten deren Rückkehr in noch größerer Zahl. Der menschenfreundliche Robinson dagegen meinte, es tue ihm leid, daß er so viele der Unglücklichen habe töten müssen, freilich sei es nötig gewesen, um das eigene Leben zu verteidigen und dasjenige der armen Schlachtopfer zu retten. „Und sollten sie zurückkommen,“ sagte er, „so können wir es mit unseren Kanonen hinter Wall und Mauern mit einer ganzen Schar aufnehmen.“ Auch Freitags Vater fürchtete nichts, er war der Ansicht, daß die Wilden durch den Sturm ihren Untergang gefunden hätten, oder sie konnten verschlagen sein und irrten noch tagelang auf dem Meere umher; und wenn sie ja ihre Landsleute wieder erreichen sollten, dann würden sie doch sobald nicht wieder Robinsons Insel besuchen, denn ihrer Meinung nach wären Robinson und Freitag böse Geister, die Blitz und Donner machen könnten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Spanier erzählt seine Geschichte.

Am Morgen des folgenden Tages schickte Robinson Freitag gleich wieder nach dem Kampfplatz; er sollte alles, was die Wilden zurückgelassen hatten, zusammensuchen und sowohl die Ueberreste ihres gräßlichen Siegesmahles als auch die Körper der gefallenen Wilden unter die Erde bringen. Freitag besorgte das so gut, daß Robinson, als er nach einiger Zeit hinauskam, den Platz nur an der vorspringenden Waldecke wiedererkannte. Nun spannten sich Robinson und Freitag vor die Kanone und brachten sie wieder nach der Festung.

Sodann bereitete Robinson das Frühstück, während Freitag die Lamas besorgte. Unterdessen waren auch die beiden neuen Gefährten hinzugekommen. Der Spanier fand nicht Worte genug des Lobes und der Ueberraschung, als er nun Robinsons Ansiedlung kennen lernte. Freitags Vater meinte jedoch, er sähe nicht ein, wozu das alles nützen solle. Da hättet ihr einmal sehen sollen, wie eifrig Freitag dabei war, seinem Vater alles zu erklären; er belehrte ihn über alles, was er selbst von Robinson gelernt hatte. Er brachte seinem Vater vor allen Dingen bei, daß es eine Sünde sei, Menschenfleisch zu essen; er wiederholte eindringlich alle Worte, die ihm einst Robinson gesagt, und hatte auch die Freude, daß sein Vater seinen vollen Abscheu gegen diese unmenschliche Grausamkeit zu erkennen gab. Freitags Vater erhielt von Robinson den Namen D o n n e r s t a g, weil der Tag seiner Befreiung ein Donnerstag war.

Auf ihrer Wanderung kamen sie auch an die Bucht, wo noch das Boot vor Anker lag; dadurch kam das Gespräch auf das Schicksal des Spaniers, und er erzählte nun seine Erlebnisse.

„Unser Schiff“, begann der Spanier, „war nach Brasilien bestimmt; wir kamen von der afrikanischen Küste, woselbst wir gegen europäische Erzeugnisse Goldkörner, Diamanten und schwarze Menschen eingetauscht hatten, welche nach Brasilien als Sklaven verkauft werden sollten. Unsere Fahrt war nicht glücklich, denn wir wurden unaufhörlich von widrigen Winden verfolgt. Dennoch hofften wir durchzukommen, als plötzlich der Sturm heftiger wurde. Wütend trieb er unser Schiff vor sich her, ehe wir noch recht wußten, wo wir uns befanden, saß das Schiff plötzlich fest; es war während der Nacht unweit einer Insel auf ein Felsenriff geschleudert worden, hatte ein Leck bekommen und füllte sich langsam mit Wasser. Wir taten einige Notschüsse, waren aber fest entschlossen, so lange wie möglich auf dem Schiffe auszuhalten. Um Herr des eindringenden Wassers zu werden, sollten auch die Schwarzen an den Pumpen helfen, deshalb lösten wir ihre Fesseln und sagten ihnen, was sie zu tun hätten. Doch die Schwarzen hörten gar nicht auf uns; sie schoben uns beiseite, bemächtigten sich unserer Waffen und der Boote und wollten entfliehen.

„Unsere Besatzung war nur gering, deshalb konnten wir ihnen nicht wehren, aber unser Untergang war unvermeidlich, wenn die Schwarzen uns alle Boote entführten. Wir baten deshalb die Neger, uns mitzunehmen; und diese armen Menschen, die von uns nur Böses erfahren hatten, waren dafür edel und großmütig. Sie erlaubten uns, in ihre Boote hinabzusteigen, und ruderten der nahe gelegenen Insel zu. Doch der Wind trieb uns von der Insel ab in das Meer hinaus; zwei Tage und Nächte kämpften wir gegen Sturm und Wellen, und keinen Augenblick verließ uns die Gefahr unseres

Untergangs. — Endlich wurden wir an eine kleine Insel geworfen. — Doch wer beschreibt unseren Schrecken, als uns dort plötzlich Wilde umringten! Wir glaubten nicht anders, als daß diese uns schlachten wollten.

„Aber die Wilden nahmen uns freundlich auf und teilten mit uns, was sie hatten. Vor zwei Tagen wurden unsere braven Wirte von einem benachbarten kriegerischen Volksstamm überfallen. Natürlich hielten wir es für unsere Pflicht, ihnen beizustehen; ich focht an der Seite von Freitags Vater und hatte das Unglück, mit ihm und noch einem Gefährten in die Hände der Feinde zu fallen.

„Wir wurden sogleich an Händen und Füßen geknebelt und in die Kähne geschleppt, haben aber während unserer Gefangenschaft weder gegessen noch getrunken, denn man kümmerte sich nicht weiter um uns, bis unsere Feinde ihrer Gewohnheit nach uns an diese Insel führten, wo wir ihnen zu ihrer Siegesmahlzeit dienen sollten. Schon hatten wir uns in unser Schicksal gefunden, da sandte Gott euch, ihr edlen Männer, zu unserer Rettung herbei, und nie werden wir es vergessen, daß wir euerm Heldenmut das Leben danken."

Hiermit schloß der Spanier seine Erzählung, aber sein Blick ruhte mit dem Ausdruck des wärmsten Dankgefühls auf Robinson und Freitag.

Robinson hatte aufmerksam zugehört, und es wurde bei ihm zur Gewißheit, daß das Wrack an seiner Insel das Schiff war, von dem der Spanier erzählte. Da zeigte er seinem Gaste alles, was er und Freitag aus dem gescheiterten Schiffe geborgen hatten. Der Spanier musterte voll Erstaunen die verschiedenen Gegenstände und erkannte in allen das Eigentum seines Schiffes wieder, das auf Rechnung zweier spanischer Kaufleute ausgerüstet worden war.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Abreise des Spaniers und des alten Donnerstag.

Schon nach einigen Tagen waren die neuen Ankömmlinge so weit gekräftigt, daß sie mitarbeiten konnten. Und sie legten fleißig überall Hand an, denn es gab viel zu tun. Eines Abends nach vollbrachtem Tagewerk rief Robinson, als der Herr der Insel, seine Untertanen zu einer Beratung zusammen.

„Ich habe“, hub Robinson an, „in diesen Tagen sehr viel an die unglücklichen Landsleute unseres spanischen Freundes denken müssen. Obgleich sie auf Freitags Heimatinsel freundschaftlich aufgenommen sind, sehnen sie sich doch nach ihrem Vaterlande zurück; ich halte es für meine Pflicht, ihnen dazu behilflich zu sein. Vorläufig können wir sie nur nach unserer Insel herüberholen, um das angenehme Leben, das wir jetzt führen, mit uns zu teilen; aber ich denke, mit gemeinschaftlichen Kräften und den Mitteln, über die wir jetzt verfügen, wird es uns gelingen, das Festland zu erreichen und auch wieder nach Europa zu kommen. Nun, meine lieben Freunde, sage ein jeder seine Meinung.“

Es entstand zwischen Vater und Sohn ein freundschaftlicher Wettstreit, den Robinson dahin entschied, daß der Spanier und Donnerstag reisen, Freitag aber bei ihm bleiben solle, und seinem Willen mußten sich, wie es sich gehörte, die andern fügen.

Es wurde nun beschlossen, daß die beiden ihre Reise sobald wie möglich antreten sollten; doch mußte vorher noch ein großes Stück Land angebaut werden, denn Robinson als weiser Regent bedachte, daß seine jetzigen Vorräte für zwanzig

Menschen nicht lange reichen würden.

So ging man denn mit vereinten Kräften daran, wohl zehnmal so viel Land als bisher zu bestellen. Mit Hilfe der Lamas, des Pfluges und der Egge war in wenigen Wochen alles fertig; man konnte also an die Abreise denken.

Robinson hatte sowohl den Spanier wie Donnerstag als treue, aufopfernde Menschen kennen gelernt, die Geduld, Ausdauer und Fleiß besaßen, nur Untertanen mit solchen Eigenschaften konnte er auf seiner Insel gebrauchen. Er fragte deshalb den Spanier, ob er gewiß wäre, daß seine Landsleute ihm als Herrn der Insel dieselbe Treue und Ergebenheit beweisen würden.

Der Spanier erwiderte, seine Landsleute würden die ihnen erwiesene Wohltat zu würdigen wissen, ihrem Befreier ewig treu und dankbar sein, und er würde keinen mitbringen, der dies nicht mit einem heiligen Eide gelobe. Doch schlage er vor, gewisse Bedingungen zu stellen, die jeder unterschreiben müsse.

„Daran habe ich auch gedacht," sagte Robinson, „und hier bereits eine Urkunde aufgesetzt." Damit holte er eine Niederschrift herbei und las sie dem Spanier vor, Freitag diente wieder als Dolmetscher, und der Spanier schrieb, was Robinson vorlas, in seiner Sprache nieder. —

„Wir erkennen Robinson Crusoe als alleinigen Herrscher auf seiner Insel und als unsern obersten Herrn an. Wir geloben ihm in allen Stücken strengsten Gehorsam und unwandelbare Treue. Sein Wille ist uns Gesetz und Befehl, dem wir uns unbedingt unterwerfen. Wir geloben, ein arbeitsames, tugendhaftes Leben zu führen und allen Zank und Streit zu vermeiden. Wir geloben ferner, das Wohl der Insel in jeder Weise zu fördern, und verpflichten uns, im Fall eines feindlichen Ueberfalles jeder für alle und alle für einen zu stehen.

Wir versprechen, uns dem Urteilsspruch unseres obersten Herrn zu fügen, der jeden von seiner Insel verbannt, welcher die Bedingungen dieses Vertrages nicht erfüllt."

Der Spanier erklärte sich vollständig mit allem einverstanden, und so wurde denn die Abreise für den andern Morgen festgesetzt.

Das erbeutete Kanu wurde nun mit Lebensmitteln reichlich versehen und Waffen, Pulver und Blei hineingetragen. Ferner wurde noch ein Signal verabredet, woran Robinson und Freitag die Zurückkehrenden gleich erkennen konnten, und man nahm zärtlich Abschied voneinander. Freitag konnte sich gar nicht von seinem Vater trennen, dieser mußte sich endlich mit Gewalt losreißen. — Nochmals versicherten der Spanier sowie Donnerstag Robinson der innigsten Dankbarkeit und ewigen Treue für sich und alle, die sie mitbringen würden; dann bestiegen sie den Kahn und steuerten in das Meer hinaus. — Robinson und Freitag standen am Ufer und sahen den Scheidenden nach.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

An Robinsons Insel landet ein Schiff. Empörung auf demselben. Robinson befreit den Kapitän.

Der Spanier und der alte Donnerstag hatten bei ihrer Abreise versprochen, am achten Tage wieder zu kommen. Kaum war also dieser achte Tag angebrochen, da lief Freitag schon mit dem Morgengrauen auf den nahen Berg, um auf das Meer auszuschauen; aber kein Boot ließ sich sehen. Unaufhörlich lief er an diesem Tage zwischen dem Berge und der Wohnung hin und her, und immer vergeblich.

Gegen Mittag endlich stürmte er in den Hof, wo Robinson mit häuslichen Arbeiten beschäftigt war, und rief voller Freude: „Sie sind da! Herr, sie sind da!"

Robinson war über diese angenehme Botschaft ebenso erfreut wie Freitag; er ließ alles stehn und liegen, nahm sein Fernglas und eilte mit Freitag den Berg hinauf. Kaum aber hatte er einen Blick auf das Meer geworfen, da sprach er zu Freitag: „Das sind nicht die Unsrigen, das ist ein fremdes Boot!" Mit Hilfe des Fernrohrs entdeckte er nun eine halbe Meile weit im Meere draußen ein großes Schiff vor Anker liegen, das er, wie auch das schnell sich nähernde große Boot, für ein englisches hielt. Das Boot kam auch nicht von der Seite her, wo Freitags Heimatinsel lag. Zuerst geriet Robinson bei diesem Anblick in das größte Entzücken und hoffte schon in der nächsten Stunde Europäer, Freunde zu sehen und zu sprechen. Bald aber stiegen geheime Zweifel, ja der Gedanke an ein Verbrechen in seiner Seele auf. Was hatte ein englisches Schiff hier an dieser einsamen Insel zu tun? Durch Stürme war es nicht verschlagen worden, da in der letzten Zeit das schönste Wetter gewesen war. Sollten es gar Seeräuber sein, die sich vor ihren Verfolgern hierher flüchteten? So fragte sich Robinson und beschloß, sehr vorsichtig zu sein.

Er teilte seine Besorgnisse seinem treuen Gefährten mit, und auch Freitag war sichtlich erschrocken. Sie verließen nun ihre hohe Warte und stellten sich auf eine mit Gebüsch bewachsene Anhöhe, von wo aus sie alles sehen konnten, ohne selbst bemerkt zu werden.

Die Schaluppe näherte sich rasch und landete nahe an der Stelle, wo der Kampf mit den Wilden stattgefunden hatte. — Von den elf Mann, die nun ausstiegen, waren acht bis an die Zähne bewaffnet, die übrigen drei ohne Waffen und an den Händen gebunden. Fünf Bewaffnete schleppten die Gefessel-

ten mit sich fort, während drei als Wache bei dem Boote zurückblieben.

Plötzlich fielen die Gefesselten vor jenen auf die Knie und schienen um Mitleid und Erbarmen zu flehen. Robinson bemühte sich vergebens, über diesen Vorgang ins Klare zu kommen, als Freitag ihm zurief: „O Herr, sieh doch, wie weiße Männer auch essen Gefangene!" —

„Nimmermehr, Freitag!" antwortete Robinson unwillig.

„Aber sieh doch, Herr, wie weißer Mann schlägt den andern mit dem Schwert!" fuhr Freitag fort.

„Nein, Freitag, sie werden sie nicht essen, aber morden!"

„O, Herr! weiße Männer sehr böse; Herr ist gut!"

Während dieses Gesprächs sah Robinson deutlich mit Hilfe seines Fernrohrs, daß die Gefangenen sich selbst überlassen wurden, während ihre Peiniger sich auf der ganzen Insel zerstreuten. Die drei Gefesselten saßen nebeneinander, ein Bild der äußersten Verzweiflung und Seelenangst und erinnerten Robinson an seinen trostlosen Zustand in den ersten Tagen auf der Insel.

Es war kein Zweifel möglich, hier sollte ein Verbrechen verübt werden, und Robinson war fest entschlossen, es zu verhindern und die drei Unglücklichen zu retten, falls sie es verdienten. — Freilich war große Vorsicht geboten, denn wie konnten er und Freitag es wagen, die acht Bösewichter anzugreifen?

Indes war infolge der Ebbe das Meer so weit zurückgetreten, daß das Boot auf dem Trocknen saß. Die zurückgebliebenen Wächter hatten es sich bequem gemacht und waren eingeschlafen; als sie bei ihrem Erwachen das Boot auf dem Sande sahen, versuchten sie freilich es wieder flott zu machen. Doch alle Bemühungen waren vergeblich; sie hatten also acht Stunden zu warten, bis die Flut zurückkehrte. Nun ließen sie

ihre Gefangenen allein und verloren sich gleich ihren Gefährten im Gebüsch.

Dies alles war den Plänen unseres Robinson günstig. Er schickte Freitag nach der Festung, um fünf Flinten, Pistolen und Säbel zu holen, während er selbst auf der Anhöhe blieb und weiter beobachtete. Da sah er denn zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß die Seeleute, der eine hier der andere dort, sich in den Schatten der Bäume gelegt hatten und sorglos dem Schlummer überließen.

Freitag war flink wieder da, er und Robinson bewaffneten sich und schlichen vorsichtig nach den Gefangenen hin, die immer noch in der größten Niedergeschlagenheit auf derselben Stelle saßen. So waren sie ganz nahe herangekommen, und Robinson rief in englischer Sprache: „Wer seid ihr, meine Herren? Erschreckt nicht, wir kommen als Freunde! Wir wollen mit Gottes Hilfe euch retten, denn wir haben gesehen, wie schimpflich man euch behandelte.“ Dabei befreite er mit Freitags Hilfe rasch alle drei von den Fesseln. Da blickten jene feuchten Auges gen Himmel, und der eine sagte: „So hat Gott mein Gebet erhört und uns in diesen edlen Männern zwei Retter gesandt.“

„Nun sagt mir, wie ihr in diese Lage gekommen seid,“ fuhr Robinson fort.

„Ich bin der Kapitän jenes Schiffes,“ sagte der eine der Männer, „dies ist mein Steuermann, der andere ein Passagier; ich kam von Brasilien und wollte eben nach England zurück, da empörte sich vor kurzem meine Schiffsmannschaft und beschloß, mich und diese beiden einzigen Getreuen zu ermorden. Einige der Meuterer widersetzten sich jedoch diesem Vorhaben und beschlossen, uns auf einer unbewohnten Insel auszusetzen; das war für uns noch schlimmer als der Tod, und jetzt soll es für uns zur Rettung werden.“

„Ja," sprach Robinson, „ich und mein Diener sind bereit, für euch das Leben zu wagen, doch habe ich einige Bedingungen. Solange wir auf der Insel sind, habe ich allein zu befehlen und verlange pünktlichen Gehorsam; und sollte es uns gelingen, die Meuterer zu unterwerfen, dann, Herr Kapitän, versprecht Ihr, mich nebst meinen Gefährten, dessen Vater und siebzehn Spaniern unentgeltlich nach England zu bringen."

„Ich werde", antwortete der Kapitän, „diese billigen Bedingungen mit Freuden erfüllen und trotzdem nicht aufhören, Ihr dankbarer Schuldner zu sein. Befehlen Sie, wir werden gehorchen."

„Wohlan denn," sprach Robinson, „hier sind Waffen; unsere Gegner liegen jetzt zerstreut und schlafen, wir wollen versuchen, sie ohne Blutvergießen in unsere Gewalt zu bekommen."

Sie gingen vorsichtig dem Wäldchen zu, und Freitag mußte die Stricke mitnehmen, mit denen die drei Männer noch kurz vorher gefesselt waren. Jetzt sahen sie den ersten der Meuterer unter einem Baume in tiefem Schlafe liegen. Es gelang, ihn an Händen und Füßen zu fesseln und ihm einen Knebel in den Mund zu stecken, bevor er erwacht war. Nicht besser erging es den Uebrigen; sie wurden alle im Schlafe überrascht und gebunden bis auf zwei. Diese waren erwacht und sprangen rasch auf ihre Füße; im nächsten Augenblick hatten sie ihre Waffen ergriffen und wollten Widerstand leisten. Als aber der Kapitän einen derselben durch einen Pistolenschuß verwundet hatte und sie außerdem ihre Gefährten geknebelt sahen, fielen sie auf die Knie, flehten um ihr Leben und gaben dem Kapitän die teuersten Versicherungen, ihm von nun an ewig treu und dankbar zu sein. Der Letztere machte schon Miene, sie in Gnaden anzunehmen, aber Robinson ergriff sie unter Beihilfe Freitags, band sie an Händen

und Füßen und gab strengen Befehl, daß niemand ohne sein Wissen sich unterfange, ihre Fesseln zu lösen. Nun wurden sämtlichen Gefangenen die Waffen abgenommen und alle in sichern Gewahrsam gebracht. Dabei wurde allen angedroht, daß man sie sofort niederschießen werde, sobald sie einen Versuch zur Flucht wagen sollten.

Hierauf gingen Robinson und seine neuen Bundesgenossen nach der Schaluppe, zogen sie vollends auf den Strand und hieben ein Loch in den Boden, um sie unbrauchbar zu machen, denn sie sahen voraus, daß bald ein zweites Boot kommen würde, um die ausgebliebenen Gefährten zu suchen. Dann führte Robinson seine Gäste nach der Burg, setzte ihnen einen kräftigen Imbiß vor und zeigte ihnen auch seine ganze Einrichtung; dabei erzählte er den Fremden seine Erlebnisse, und diese wurden nicht müde zuzuhören und hätten gern noch viel mehr erfahren, doch Robinson brach kurz ab, und nun wurde großer Kriegsrat gehalten, denn sie mußten auf Mittel und Wege sinnen, das Schiff wiederzuerobern. — Es waren noch 26 Mann an Bord, von denen man annehmen konnte, daß sie sich bis aufs Blut verteidigen würden, denn sie hatten als Besiegte nur den Tod zu erwarten, da sie als Meuterer denselben verdienten. — Da man nur zu fünft war, konnten sie im offenen Kampfe nicht besiegt werden, man mußte ihnen deshalb mit List beikommen.

Wie der Kapitän und Robinson vermutet, so geschah es. Auf dem Schiff wurde ein Kanonenschuß gelöst, weil das erste Boot zu lange ausblieb. — Nachdem in kurzen Pausen noch zwei Kanonenschüsse abgefeuert waren, sah man ein zweites Boot das Schiff verlassen und nach der Insel fahren. Robinson zog sich nun mit seinen Kampfgenossen wieder auf die bewaldete Anhöhe zurück, von wo aus man alles unbeobachtet sehen konnte.

Bald darauf lief das Boot in die Bucht ein. Die Mannschaft stieg aus und suchte nach ihren Kameraden. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie endlich das durchlöcherte Boot fanden! Sie riefen ihre Gefährten, aber niemand antwortete; sie schossen nun ihre Pistolen ab, aber auch das hatte keinen Erfolg. Da schien ihnen der Aufenthalt auf der Insel nicht mehr geheuer; sie eilten nach dem Boote und stiegen ein, um die Insel zu verlassen.

Das war nun freilich nicht nach dem Plane unseres Robinson. Der Kapitän jammerte auch schon laut: „Mein Schiff, mein Schiff! es geht mir verloren!“ Aber Robinson hatte sich schon in viel schwierigeren Lagen zurechtgefunden. „Schießen Sie Ihr Gewehr ab!“ sagte er zu dem Kapitän. Und richtig! als die Meuterer den Schuß hörten, kehrten sie sofort an das Land zurück und fingen nun wieder an, nach ihren Gefährten zu rufen. Nun befahl Robinson dem Steuermann und Freitag, sich in dem Gehölz zu verstecken und auf die Rufe zu antworten, aber immer unsichtbar zu bleiben. So sollten sie die Matrosen immer weiter von ihrem Boote weg in das Gebüsch locken, dann aber auf dem kürzesten Wege nach dem Strande zurücklaufen.

Diese Kriegslist gelang. Freitag und der Steuermann hatten ihre Sache vortrefflich gemacht; sie hatten die Seeleute wohl eine halbe Meile weit in die Irre gelockt, waren selbst aber mit der größten Geschwindigkeit zu Robinson zurückgekehrt.

Es war indes völlig Nacht geworden. Leise, jedes Geräusch vermeidend, führte Robinson seine kleine Schar nach dem Strande, um sich des Bootes zu bemächtigen, bei dem vier Mann als Wache zurückgeblieben waren. Sie wurden überrumpelt, und drei davon baten sofort um Gnade. Da der Kapitän für sie bürgte und Robinson versicherte, sie hätten

nur gezwungen mit den Empörern gemeinschaftliche Sache gemacht, reihte Robinson sie in seine kleine Armee ein. Nun zog man das Boot so weit auf den Strand, daß die Flut es nicht wieder flott machen konnte, und nahm die Ruder weg.

Hierauf legte Robinson seine Truppen in einen Hinterhalt und gebot ihnen, schweigend die Rückkehr der Feinde zu erwarten. Diese blieben lange aus, kamen auch nicht alle zu gleicher Zeit, sondern einzeln, ganz erschöpft von dem weiten Umherirren und vergeblichen Suchen; sie wollten nun nicht länger auf ihre Gefährten warten, sondern nach ihrem Schiff zurückkehren und suchten deshalb gleich ihr Boot auf. Aber wie groß war ihre Bestürzung und ihr Schrecken, als sie es unbrauchbar fanden! Es war weit auf den Strand gezogen, der Ruder und Segel beraubt.

Da rannten sie in unbeschreiblicher Verwirrung umher, denn über sie selbst war das Schicksal hereingebrochen, das sie ihrem Kapitän hatten bereiten wollen. Da sahen sie sich, hungrig, ermüdet, ohne Obdach, im Dunkel der Nacht auf einer unbewohnten Insel. Dazu kam noch ihre Furcht vor allerhand unheimlichen Schrecknissen, die ihnen drohten und denen ihrer Meinung nach ihre Kameraden zum Opfer gefallen waren.

Nun überschütteten sie den Hochbootsmann und einen andern Rädelsführer, Atkins, mit den heftigsten Vorwürfen. Die beiden hätten die ganze Empörung angezettelt und die andern alle in diese unangenehme Lage gebracht. Die Beschuldigten erwiderten mit allerhand Schmähreden. Es dauerte nicht lange, so hatten sich zwei Parteien gebildet, die mit den Waffen in der Hand aufeinander losschlugen.

Der Kapitän und der Steuermann hätten gar zu gern dazwischen geschossen, doch Robinson duldete es nicht. Der Kampf zwischen den Meuterern dauerte indessen fort, bis der

Hochbootsmann getötet und Aktins schwer verwundet war. Die Matrosen hatten ihre Wut gekühlt.

Jetzt war der Augenblick zum Einschreiten gekommen. Robinson kommandierte „Vorwärts!“ und rückte mit seiner kleinen Armee an, deren geringe Zahl den Meuterern durch die Dunkelheit und das dichte Gebüsch verborgen blieb. Er ließ die Gewehre in Anschlag bringen, doch ehe er kommandierte, schickte er Jack, einen der begnadigten Matrosen, als Parlamentär vor. Jack mußte alle Meuterer bei Namen rufen und fragen, ob sie sich ergeben wollten.

„Bedenkt euch nicht lange,“ sagte er, „sondern legt augenblicklich die Waffen nieder; denn,“ setzte er auf eigene Faust hinzu, „der Gouverneur dieser Insel begleitet unsern Kapitän persönlich mit einem Kommando Soldaten, fünfzig Mann stark, die den Befehl haben, euch sofort niederzuschießen.“

Da fragten die Meuterer, ob man ihnen das Leben schenken wolle, wenn sie die Waffen streckten. Der Parlamentär sicherte allen das Leben zu außer Atkins. Aber Atkins jammerte und rief: „Gnade! Gnade, Kapitän, um Gottes willen! Was habe ich denn mehr getan als die andern?“

„Du warst der erste, der Hand an mich legte,“ rief der Kapitän zurück; „ich begnadige dich nicht, magst du bei dem Gouverneur selbst um dein Leben flehen!“

Alle Meuterer warfen nun die Waffen weg und ließen sich ohne Widerstand binden. Ehe die Gefangenen fortgeführt wurden, trat der Kapitän unter sie und sprach: „Ihr habt gedacht, mich auf einer wüsten Insel auszusetzen; doch die Insel ist bewohnt und wird von einem englischen Gouverneur verwaltet; ihr seid seine Gefangenen und wißt, daß er euch hängen lassen kann; ich habe zwar ein gutes Wort für euch eingelegt, indes glaube ich kaum, daß es viel nutzen wird,

denn er hat mir gesagt, er will euch nach England schicken, damit ihr dort eure Strafe empfangt. Nur Atkins soll morgen früh gehängt werden."

Da jammerten alle laut, fielen auf die Knie und gelobten Besserung und ewige Treue. „Das habt ihr mir schon einmal gesagt," erwiderte der Kapitän kalt und wendete sich kurz ab, da eben der Gouverneur ihn abrufen ließ.

Dreißigstes Kapitel.

Die letzten Tage auf der Insel. Rückkehr nach der Heimat.

Mit dem ersten Morgengrauen trat der Kapitän wieder unter die Gefangenen. „Ich komme im Auftrage des Gouverneurs," begann er. „Der Gouverneur will euch Pardon geben, wenn ihr mir behilflich seid zur Wiedererlangung des Schiffes. Ihr habt die Wahl; entweder ihr schwört mir aufs neue Treue und Gehorsam, oder ihr werdet nach England geschickt."

„Wir schwören, wir schwören!" riefen alle einstimmig.

„So harret meines Befehls," antwortete der Kapitän und begab sich zu Robinson, um Bericht zu erstatten.

Jetzt wurden die Boote mit Hilfe des Schiffszimmermanns wieder instand gesetzt und mit Munition und Waffen versehen. — Als die Dunkelheit hereinbrach, ging der Kapitän zu den Gefangenen, wählte sich diejenigen aus, auf deren Treue er sich verlassen konnte, und ließ die andern unter Bewachung Freitags zurück. Der Kapitän teilte die Mannschaft in zwei Abteilungen; er selbst befehligte in dem ersten Boote, begleitet von dem Steuermann und vier der tapfer-

sten Leute; das zweite stand unter dem Befehl des Passagiers. — Bevor die Boote vom Lande stießen, erflehten Robinson und der Kapitän nochmals den göttlichen Segen zu ihrem Vorhaben und verabredeten auch miteinander drei Kanonenschüsse als Zeichen des glücklichen Gelingens.

Robinson hatte jetzt nirgends Ruhe, bald lief er da, bald dorthin, fing alles mögliche an, aber legte es gleich wieder beiseite. Aengstlich harrte er auf das Signal, das noch immer nicht gegeben wurde. Schon machte er sich mit dem Gedanken vertraut, daß das Unternehmen unglücklich abgelaufen sei, und bat Gott um Standhaftigkeit und Ergebung in diese neue Prüfung, da klang der erste Kanonenschuß durch die Stille der Nacht über das Meer herüber; bald folgte der zweite und endlich der dritte.

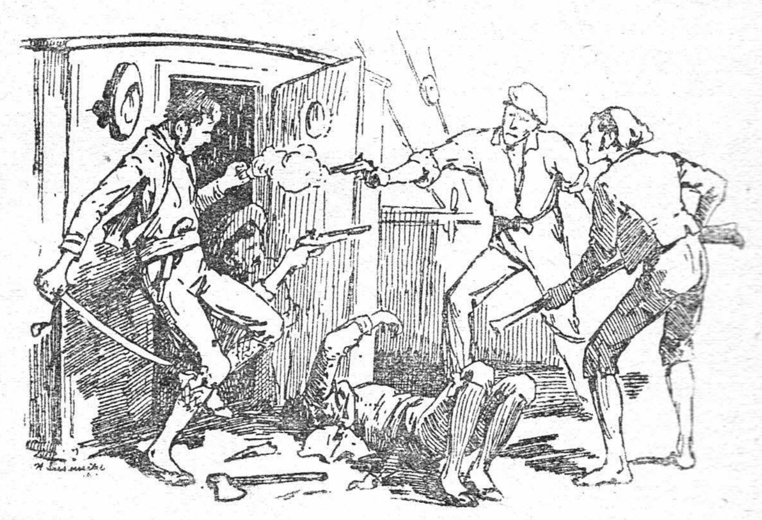
Da sank Robinson auf die Knie, Tränen rollten ihm die Wange hinab, während seine Lippen heiße Worte des Dankes stammelten. Dann lief er zu Freitag hin, fiel ihm um den Hals, herzte und küßte ihn, konnte aber kein Wort hervorbringen.

Auch in der Nacht schlief er nur wenig; seine freudige Aufregung ließ ihm keine Ruhe. Kaum konnte er den anbrechenden Tag erwarten. Mit dem ersten Sonnenstrahl war er wieder unten am Strande. Aber wer beschreibt seinen Schrecken, als er das Schiff nicht mehr erblickte! Er war einer Ohnmacht nahe; ganz geknickt, ganz gebrochen, warf er sich zur Erde und starrte nach der Stelle, wo tags zuvor das Schiff vor Anker gelegen hatte. Da schreckte ihn ein Kanonenschuß aus seinem Sinnen empor; nun hörte er auch hinter seinem Rücken Stimmen, die sich näherten; bald darauf trat der Kapitän aus dem Gebüsch. Robinson sprang ihm entgegen, und sprachlos hielten sie sich eine Zeitlang umschlungen. — „Mein teurer Freund, mein Erretter! Der

Sieg ist unser, ich, mein Schiff, wir alle stehen zu Ihren Diensten!" Das waren die ersten Worte, die der Kapitän hervorbrachte. Er hatte das Schiff bei dem ruhigen, schönen Wetter ganz nahe an die Insel heranfahren lassen, so daß es in einer kleinen Bucht, wie in dem schönsten Hafen, vor Anker lag. —

Robinson lief hin und konnte sich nicht satt sehen an dem schönen, stolzen Schiff, das ihn nun nach der Heimat bringen sollte.

Der Kapitän erzählte nun, auf welche Weise sie sich des Schiffes bemächtigt hatten. Beide Boote waren dicht bis an das Schiff herangekommen, und Jack, der schon auf der Insel den Parlamentär gemacht, rief der Schiffswache zu: „Alles in Ordnung!" Darauf wurden die Schiffsleitern herabgelassen, und alle gelangten unangefochten an Bord. — Die wenigen Matrosen auf dem Verdeck waren rasch überwältigt und gebunden. Auch war es gelungen, die Schiffsluken zu schließen



und so die Matrosen in den unteren Räumen abzusperren. Der neugewählte Offizier hatte sich während dieser Zeit mit den Matrosen in der Kaptänskajüte verschanzt, und es kostete noch einen harten Kampf. Mit Gewalt mußte die Tür gesprengt werden. Der Steuermann drang allen voran ein, erhielt aber sofort eine schwere Wunde am linken Arm; zu gleicher Zeit traf eine Kugel den Rebellenoffizier am Kopf, die ihn sofort tötete. Mit dem Fall ihres Führers hörte jeder Widerstand auf, die Meuterer ergaben sich.

„Nun, Herr Kapitän," sprach Robinson, als der Kapitän seinen Bericht beendet hatte. „Ich habe noch eine Bitte: Schenken Sie den Aufrührern, auch Atkins, das Leben und lassen Sie sie auf dieser meiner Insel zurück; ich glaube, wenn etwas imstande ist, sie zu bessern, so ist es ein arbeitsames, tätiges Leben."

Der Kapitän war damit einverstanden und ließ die Gefangenen herbeiführen. Die Aufrührer, welche nach dem Gesetz die härteste Strafe, ja selbst den Tod zu erwarten hatten, waren außer sich vor Freude über dieses gnädige Urteil und dankten Robinson und dem Kapitän mit Tränen in den Augen, gelobten Besserung und haben dann auch wirklich Wort gehalten; denn noch heute blüht die Kolonie. —

In diesem Augenblick kam Freitag ganz außer Atem herbeigelaufen und verkündigte, soeben habe er die Boote gesehen, welche seinen Vater und die Spanier brächten, sie würden gleich landen, und wie der Wind war er wieder fort, seinem Vater entgegen. — Auch Robinson und alle andern folgten und kamen gerade an den Strand, als die Leute aus den Booten stiegen, auch zwei Frauen waren darunter, und Robinson erfuhr zu seiner Verwunderung, daß zwei der Spanier sich mit diesen Indianerinnen verheiratet hatten. Einige von den eben Angekommenen hatten kaum gehört, daß Ro-

binson abreisen, einige der Bootsleute aber auf der Insel zurücklassen wolle, als sie ihn baten, ebenfalls hier bleiben zu dürfen; sie könnten sich keinen bessern Aufenthalt wünschen, hätten auch in der Heimat niemand zurückgelassen, der sie vermisse. Robinson erfüllte gern ihren Wunsch, und als er von dem zuerst geretteten Spanier erfuhr, es seien brave, rechtschaffene Menschen, beschloß er, sie als Herren seiner Insel und die Bootsleute als ihre Untertanen zu erklären.

„Diese Insel“, begann Robinson, „erkläre ich hiermit für mein Eigentum, das ich diesen Spaniern zur freien Benutzung übergebe. Nur die Spanier dürfen in meiner Festung wohnen, die andern sind ihnen Treue und Gehorsam zu leisten schuldig. Alle Ungehorsamen werden ohne Gnade und Barmherzigkeit auf einem Boote dem Winde und den Wellen preisgegeben, die Rechtschaffenen aber mit allem Nötigen unterstützt. Ich komme vielleicht wieder nach dieser Insel, die mir so lieb und wert geworden ist, und sehe selbst nach, wie meine Anordnungen ausgeführt und befolgt werden. Auch habe ich die Lage der Insel aufgenommen und werde dafür sorgen, daß hin und wieder ein europäisches Schiff hier lande.“ — Alle versprachen, Robinsons Worte zu beherzigen und sich seines Vertrauens würdig zu zeigen, und Robinson, dessen Herz so froh gestimmt war, beschloß, diesen schönen Tag zu einem Festtage zu machen, und lud die ganze Gesellschaft zu einem Mahle ein, das er mit Freitags Hilfe in kurzer Zeit herrichtete. Und so herrschte denn an diesem Tage auf der sonst so stillen, einsamen Insel lautes, fröhliches Leben.

Noch einige Tage verweilte man auf der Insel; während dieser Zeit übergab Robinson den Spaniern seine Vorräte an Werkzeug, Gewehren und Schießbedarf, seine Festung, seine Felder und Herden; er unterrichtete alle, auch die Bootsleute

in den ihnen nun obliegenden Arbeiten: im Feld- und Gartenbau, im Backen, Pökeln, Räuchern, Melken und Bereiten von Butter und Käse und gab ihnen noch manchen menschenfreundlichen Wink, wodurch sie sich das Leben auf der Insel angenehm machen konnten. Der Kapitän wollte den Zurückbleibenden auch eine Freude bereiten und schenkte ihnen aus seinen Schiffsvorräten noch eine Menge Lebensmittel, Gerätschaften und Schießpulver.

Der zur Abreise festgesetzte Tag war herangekommen. Beim ersten Morgengrauen erhob sich Robinson leise von seinem Lager, um keinen der andern zu wecken. Er wollte allein sein, um Abschied zu nehmen von seiner Insel. — Er erstieg den Berg hinter seiner Festung und sah ringsum. Wohin sein Auge blickte, überall fanden sich Anlagen und Bauten von seiner Hand, überall traf er Erinerungen an seinen Fleiß. — Hier die Burg, dort die Gärten und Felder, die Herden und Fruchtbäume. Wie manchen Schweißtropfen hatte er vergossen, wie vieles Schwere überstanden, aber auch manche Freude genossen bei den Früchten seiner von Gott gesegneten Arbeit. Wie oft hatte er sie in tiefer Not und Bekümmernis verrichtet und sich nach seiner Befreiung gesehnt. Jetzt sollte er die Insel verlassen und trennte sich von ihr doch nur mit schwerem Herzen, mit tiefem Weh. — Unwillkürlich traten ihm die Tränen in die Augen: mit Gewalt riß er sich endlich los und trat den Heimweg an.

Freitag hatte schon das Frühmahl hergerichtet, es wurde rasch eingenommen, und nun war die Stunde zur Abreise da. Noch einmal ermahnte Robinson die Zurückbleibenden zur Arbeit, Eintracht und wahren Frömmigkeit, erinnerte sie an die oft wunderliche göttliche Hilfe während seines Insellebens, wünschte, daß es ihnen allen wohlergehen und die Kolonie ge-

deihen möge; dann schiffte er sich, begleitet von Freitag und dessen Vater, mit dem Kapitän, zehn Spaniern und der Schiffsmannschaft ein.

Der Wind trieb sie rasch von der Insel weg, aber solange noch ein Pünktchen davon zu sehen war, stand Robinson auf dem Verdeck und sah stumm und traurig hinüber.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ankunft in der Heimat.

Das Schiff erreichte nach einer glücklichen Fahrt den spanischen Hafen, wohin zu fahren Robinson den Kapitän gebeten hatte. Die spanischen Passagiere verließen das Schiff unter heißen Dankesworten gegen Robinson und den Kapitän, um ihre Heimat aufzusuchen. Auch Robinson ging an das Land, um Nachforschungen nach dem Kaufmann anzustellen, dem das gestrandete Schiff gehörte. Er fand ihn durch jenes Unglück ganz verarmt und mit seiner Familie im tiefen Elend darbend. Mit Hilfe seines durch Robinson geretteten Eigentums konnte er sich wieder emporarbeiten und ein neues Geschäft anfangen; er wollte durchaus Robinson einen Teil der Goldkörner und Edelsteine geben, aber Robinson nahm nichts an. „Der beste Lohn," sagte er, „ist mir das Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben."

Von Spanien segelte das Schiff nach England. Auf dieser Fahrt wurde ganz plötzlich der alte Donnerstag krank und starb bald darauf trotz aller angewandten Mittel. Der Schmerz und Kummer Freitags sind nicht zu beschreiben; er brach bewußtlos zusammen und mußte nach seinem Lager getragen werden. Robinson hatte viele Mühe, ihn zu trösten,

Freitag wehklagte fort und fort; endlich erinnerte ihn Robinson mit Ernst daran, daß er ja seinen Vater in jener Welt wiedersehen werde, da verstummten seine Klagen, aber von jetzt ab widmete er seinem guten Herrn noch mehr Aufopferung und Treue.

Das Schiff durcheilte rasch den übrigen Teil des atlantischen Ozeans und langte glücklich in London an. Hier schieden der Kapitän und Robinson, die herbes, schweres Unglück zusammengeführt hatte, als glückliche Freunde voneinander. Der Kapitän hatte seinen Reedern von den Verdiensten erzählt, die Robinson sich um die Wiedergewinnung des Schiffes erworben hatte, und genoß nun die Freude, ihm als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit ein Geschenk von 3000 Mark einzuhändigen.

Robinson entdeckte im Hafen ein Schiff, das schon in der nächsten Stunde nach Hamburg abfahren sollte. Er besann sich nicht lange und war bald mit seinem Freitag an Bord; die Fahrt ging rasch, schon sah Robinson in der Ferne sein geliebtes Vaterland, da brach plötzlich ein heftiges Gewitter aus, und der starke Sturm trieb das Schiff unhaltsam nach der Küste. Alle Bemühungen, wieder die hohe See zu erreichen, waren umsonst. Das Schiff wurde auf eine Sandbank getrieben und bekam durch den heftigen Stoß ein Leck. Unaufhaltsam strömte das Wasser herein, an Rettung war gar nicht zu denken. Die Mannschaft mußte so schnell als möglich in die Boote flüchten, es gelang ihr, das Ufer zu erreichen. Robinson kam nun als armer Schiffbrüchiger in seiner Heimat an, begleitet von Freitag, seinem Pudel und Papchen, das bei dem Schiffbruch auf seines Herrn Schulter gesessen hatte. Der mitgebrachte Goldklumpen lag auf dem Meeresgrunde, auch die Lamas waren ertrunken; von den übrigen Andenken

wurden später noch Fellanzug und Schirm aufgefischt und Robinson eingehändigt.

Robinson beklagte den Verlust des Goldklumpens nicht im geringsten. „Wer weiß,“ dachte er, „ob nicht mancher leichtsinnige, junge Mensch in die Welt gegangen wäre, um sein Glück zu versuchen, wenn ich mit dem gefundenen Schatze heimkehrte.“

Er hatte sich ja auch vorgenommen, sein arbeitsames, mäßiges Leben fortzuführen, und dazu brauchte er sehr wenig.

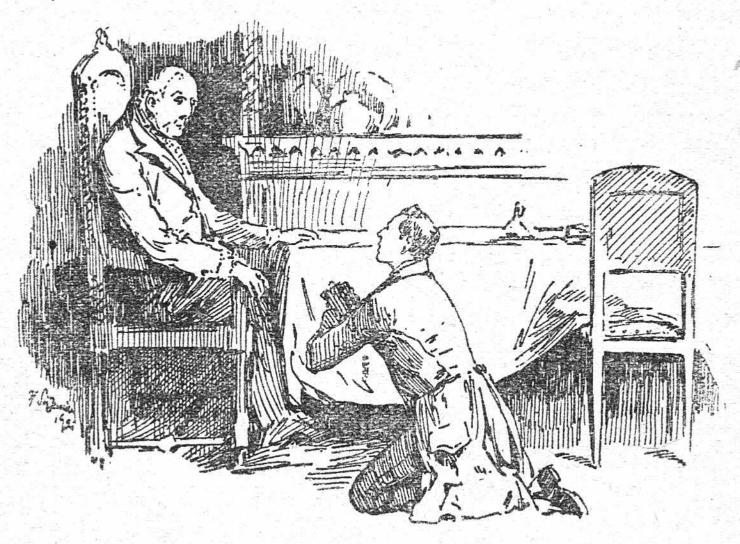
Jetzt ist er da in Hamburg; mit klopfender Brust eilt er durch die Straßen nach seinem elterlichen Hause, eine bange Ahnung bemächtigt sich seiner, sie könnten nicht mehr am Leben sein; er möchte sich gern Gewißheit verschaffen, aber Vorsicht ist nötig, denn die unerwartete Freude könnte die alten Leute töten. Deshalb lenkte er seine Schritte nach dem Hause seines Vetters. Niemand kannte ihn mehr, und kaum konnte er vor Aufregung nach seinen Eltern fragen. Da hörte er denn, daß seine Mutter gestorben sei — aus Kummer und Gram über ihn; nur sein Vater lebte noch. Es wurde ein Bote an diesen abgesandt mit der Nachricht, ein Herr käme aus Amerika und bringe Nachricht von seinem Sohne; ein zweiter Bote mußte melden. der Sohn sei schon auf der Rückreise nach der Heimat. Der Bote kam zurück und sagte, seine Meldung habe große Freude erweckt, und nun eilte Robinson unverzüglich mit seinem Vetter nach dem elterlichen Hause.

Es sah alles noch darin so aus wie einst — nur öde, still war es geworden. Robinson öffnete die Stubentür, siehe, da saß der würdige Greis im Lehnstuhl die Augen erwartungsvoll auf die Tür gerichtet.

„Hier ist der Herr, der dir frohe Nachricht aus Amerika bringt,“ begann der Vetter.

„So sollte es mir vergönnt sein," antwortete der Greis, „meinen Sohn noch einmal zu sehen, ehe ich sterbe?"

Nun konnte sich Robinson nicht länger halten. Mit dem Ausruf: „Darf der reuige Sohn Verzeihung hoffen?" stürzte er seinem Vater zu Füßen. Und als er ein freudiges „Ja" hörte, sprang er wieder auf, fiel seinem Vater um den Hals und sprach unter Schluchzen: „Ich bin es selbst, ich bin dein Sohn!"



„Mein Sohn, mein Sohn, hab' ich dich endlich wieder?" rief der Greis freudetrunken und zog den Sohn selig an sein Herz. Lange hielten sich beide umschlungen und ließen sich nur los, um sich von neuem zu umarmen.

Die Kunde von Robinsons seltsamen Abenteuern und glücklicher Wiederkehr durchlief bald die ganze Stadt. Alle sprachen nur von Robinson, alle wollten ihn selbst sehen, seine Erlebnisse aus seinem eigenen Munde hören, und so wurde das

Haus seines Vaters nicht leer von Besuchern. Robinson mußte erzählen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.

Wer aber beschreibt Freitags Erstaunen, als er die vielen Schiffe, die großen Häuser und Kirchen sah! Alles waren Wunderdinge für ihn; überall blieb er stehen und gaffte. Robinson holte ihn oft mit vieler Mühe und eigener Lebensgefahr aus einem dichten Gewühl von Menschen, Wagen und Pferden. Die ersten Tage war Freitag wie betäubt, nach und nach erst gewöhnte er sich an das geräuschvolle Leben der Großstadt.

Robinson fügte sich gehorsam dem Willen seines Vaters, wurde gar bald ein wackerer Mitarbeiter und eine feste Stütze des Geschäfts. Auch Freitag lernte mit eisernem Fleiß, so daß ihm in kurzer Zeit Lesen, Schreiben und Rechnen geläufig waren, und so wurde er auch hier unter dem nördlichen Himmel seinem geliebten Bruder Robinson ein ebenso treuer Helfer, wie er es unter dem südlichen gewesen.

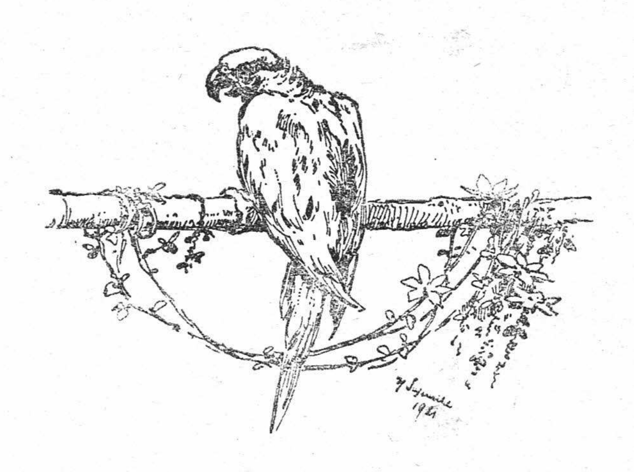
Gottes Segen war sichtbar mit allen ihren Unternehmungen, und sie gelangten durch Fleiß und Sparsamkeit bald zu Wohlstand. Trotzdem setzten sie ihr einfaches, bescheidenes Leben fort, ja Robinson hatte sich in einem Zimmer seines Hauses eine ordentliche Werkstatt eingerichtet; hier verbrachte er viele seiner Stunden in Gesellschaft seines Freitag mit Handarbeiten und fertigte Geräte und Werkzeug wie einst auf seiner Insel.

Große Freude bereitete es ihnen, als sie nach vielen Jahren eine Nachricht von ihrer Insel erhielten. Die Spanier hatten trotz ihrer friedlichen Gesinnung mit den Verbannten bald Streit bekommen, und so war man genötigt gewesen, Strenge gegen sie zu gebrauchen, bis sie sich bekehrten. —

Das Brüderpaar Robinson und Freitag erreichte in Friede, Gesundheit und nützlicher Geschäftstätigkeit ein hohes

Alter. Freitag starb zuerst, tief betrauert von Robinson und den Seinen. Nur wenige Jahre später folgte Robinson dem treuen Freunde nach; aber ihre Geschichte lebt noch heute im Munde der Leute, und die späteste Nachkommenschaft wird das Andenken zweier Männer ehren, deren Leben ihren Mitmenschen ein Vorbild in allen Tugenden war und eindringlich die Lehre predigt:

„Bete und arbeite und liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!"



Inhaltsverzeichnis.

